

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Gundt sel. Wwe. in Sattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



Der Bote aus dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zanker in Sattingen.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 1 spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Lesekreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ bei der Münch. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Vergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unternehmisse derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Die Wirkungen, die sich die Hintermänner der Times von ihren Enthüllungen über den vertraulichen Briefwechsel Kaiser Wilhelms mit dem Ersten Lord der britischen Admiralität versprochen haben dürften, sind nicht eingetreten. Die Feststellung des wirklichen Sachverhalts durch die beiderseitigen Regierungen und die Erinnerung daran, wie wenig man früher Anstoß an brieflichem Verkehr von Monarchen mit fremden Staatsmännern genommen hat, haben sofort beruhigend gewirkt. Der gesunde Menschenverstand hat erfreulicherweise gesiegt, und das einzige Ergebnis dieser Intrige dürfte eine weitere Minderung des ohnehin schon stark geschädigten Ansehens der Times sein.

Der Kampf im Baugewerbe hat bisher erfreulicherweise nicht die erwartete Schärfe angenommen. In Berlin, wo der Ausbruch des Kampfes mit aller Festigkeit bereits für den Anfang dieser Woche befürchtet wurde, sind Schritte zur Einleitung von Verhandlungen über den Abschluß eines neuen Tarifvertrages getan worden. Der Erfolg ist freilich abzuwarten, immerhin scheint die Stimmung weniger kampflustig zu sein, als es zuerst den Anschein hatte. Ein sicheres Urteil über die Gestaltung der Dinge im deutschen Baugewerbe wird vor dem 1. April kaum zu fällen sein.

Das Kammergericht in Berlin hat auf Beschwerde des Oberstaatsanwalts das Hauptverfahren gegen den sozialdemokratischen Rechtsanwalt Dr. Liebknecht im ehrengerichtlichen Wege angeordnet. Das Ehrengericht der Anwaltskammer im Bezirk des Kammergerichts hatte ein ehrengerichtliches Verfahren abgelehnt. Das Kammergericht aber entschied, „daß der angeklagte Rechtsanwalt hinreichend verdächtig ist, im Jahre 1907 durch Abfassung und Verbreitung der Druckschrift „Militarismus und Antimilitarismus“ das hochverräterische Unternehmen, die Verfassung des Deutschen Reiches gewaltsam zu ändern, durch Handlungen vorbereitet und dadurch die ihm als Rechtsanwalt obliegende Pflicht, sich durch sein Verhalten außerhalb seines Berufs der Achtung, die sein Beruf erfordert, würdig zu zeigen, verlegt zu haben.“ Wie erinnert, verurteilte das Kammergericht Herrn Liebknecht zu 1 Jahr 6 Monaten Festungshaft, ohne ihm eine ehrlose Gefinnung zuzuschreiben.

Joachim Albrecht von Preußen, ein Sohn des früheren Regenten von Braunschweig, hat nach der Berliner Zeitung vom Kaiser den Abschied aus der Armee erhalten, angeblich ohne die Erlaubnis zum Tragen der Uniform. Der Grund soll in den fortgesetzten Beziehungen des Prinzen zu der Baronin Liebenberg-Sulzer zu suchen sein, die sich bisher vergeblich um Scheidung ihrer Ehe bemüht. Wie erinnert, wurde auf dieses Liebesverhältnis

bereits hingewiesen, als der Prinz vor anderthalb Jahren zur südafrikanischen Schutztruppe übertrat. Neuerlich



Prinz Joachim Albrecht von Preußen

sahen allerdings nichts vorgefallen zu sein, denn der Prinz erschien damals in der Schutztruppenuniform an der Seite



Marie Sulzer

des Kaisers, aus dem Berliner Schlosse kommend, zur Rekrutenvereidigung im Lustgarten.

Wenn man den Globus nach der Moral seiner Bewohner betrachtet, so bildet Haiti, die mittlere der großen Antillen, zwischen Kuba und Portorico, einen Schandfleck der Menschheit. Ehemals hieß die Insel St. Domingo und gehörte zum französischen Kolonialbesitz. Seit hundert Jahren wütet dort der Bürgerkrieg, unter äffisch nachgemachten äußeren Formen moderner Staaten ist das Staatswesen eine blutige Karrikatur der Zivilisation. Eine Verschwörung löst die andere ab, die Präsidenten endigen in der Regel durch Mord oder durch Flucht ins Ausland. Ein unendlicher Blutdurst ist das Kennzeichen aller dieser Bewegungen, durch sie werden Bluthunde zu Ministern. Die letzte Rebellion war im Januar dieses Jahres, sie wurde im Blute ihrer Häupter erstickt. Jetzt aber ist die Suche nach Verdächtigen und damit die Flucht Verdächtigter nach den fremden Konsulaten im Gange. In der Nacht zum Montag sind an die 30 Bürger aus den Betten geholt und ohne weiteres erschossen worden. Namentlich das französische Konsulat und die deutsche Ministerresidentur scheinen Flüchtlinge zu beherbergen, von beiden ist der Schutz durch Kriegsschiffe bei ihren Regierungen nachgefordert worden, und S. M. Kreuzer „Bremen“ dürfte schon am 17. März vor Port au Prince eingetroffen sein. Bereits 1897 und 1902 haben wir Genußnahme von den schwarzen Barbaren zu fordern gehabt, und wahrscheinlich werden diese auch jetzt wieder durch die fremden Kriegsschiffe gezwungen werden müssen, dem Blutbad ein Ende zu machen.

Das Ministerium Clemenceau, das in der letzten Zeit immer wachsenden Angriffen auch im eigenen Lager ausgesetzt war, hat einen unvermuteten Sieg in der Kammer errufen. Seine Gegner hatten die allgemeine Mißstimmung benutzt, um einen für die Regierung unannehmbaren Beschluß der Kammer wegen Wiederanstellung aller wegen fiskaler Untriebe gemakregelten Beamten und Offiziere herbeizuführen. Schon glaubten die Gegner des Ministerpräsidenten sich ihres Sieges sicher, da hat bei einer neuen Abstimmung sich eine große Mehrheit für seine Politik erklärt und seiner Regierung eine neue Frist gesichert. Uebrigens mühten die Nachfolger in der Regierung auch das marokkanische Erbe gegebenen Falles antreten; und dieses Erbstück ist von mehr als zweifelhaftem Werte. Bezeichnete dieser Tage doch sogar der bekannte englische Staatsmann Lord Rosebery das Abkommen mit Frankreich über Marokko als eine Quelle der Gefahr für England.

Papst Pius X. begeht am Donnerstag sein goldenes Priesterjubiläum. Der römische Mitarbeiter eines Pariser Blattes will wissen, daß der Papst juchend gealtert habe. Aber nicht das Alter und nicht die Gicht sollen Pius X. tödnen, sondern der Modernismus soll an der Seele des heiligen Vaters nagen.

Au der Nordsee.

Erzählung von Dietrich Theden.

(Fortsetzung.)

Ein paar Bekannte begegneten Odo, und er wechselte Gruß und Handschlag mit ihnen. Aber mit mehr Interesse als diesen folgte er einem Fremden, der ihn eben hinter Lebens Gehöft überholte, freundlich grüßend den braunen Schlapphut zog und dann wie er den Weg nach dem Tofohrschen Anwesen zu nahm. Die hochgewachsene, kräftige Gestalt fiel ihm auf; aber er konnte sie aus seinem Gedächtnisse weder in der näheren noch weiteren Umgebung unterbringen und fragte sich unwillkürlich, ob er da nicht etwa den neuen Besitzer des Hoyerhofes vor sich habe. Er war noch nicht weiter vom Stürhofe weggekommen, als einmal Sonntags nach der Kirche, und da war ihm ein Unbekannter nicht aufgefallen und sicher nicht der vor ihm Schreitende. Gespannt verfolgte er ihn mit dem Blicke und nahm seine lose Vermutung nahezu als Gewißheit, als er den Fremden richtig auf das Tofohrsche Gehöft einbiegen und auch noch einmal nach ihm selbst zurückschauen sah. „Und dann verkehrt er ja auch mit dem —“ hatte die Schwester gesagt.

Er war's zufrieden, wenn der Zufall gleich auch die Bekanntschaft vermitteln wollte.

Jüres Tofohr stand schon in der Stubentür, als Odo das Haus betrat, musterte prüfend und grüßte mit offener Herzlichkeit.

„Das ist recht, Odo, daß Du Dich auch mal bei

uns sehen läßt,“ sagte auch die rasch herbeigekommene junge Hausfrau. „Und grad' zum Kaffee zurecht. Ja, da sei uns willkommen!“

Das heimelte ihn an, und er fühlte sich sogleich zu Hause.

In der guten Stube stand auch der Fremde. „Kennst' den schon, Odo? Unser Nachbar Martin Behrend. Den Namen hast wohl schon gehört?“

Darauf antwortete er bejahend, schlug frei in die ihm dargebotene Rechte des Hoyerhofers ein und sagte sich gleich und ohne Einschränkung, daß der Mann nach seinem Äußeren ihm gefiel. Und den sich damit bedenden Eindruck hatte Behrend schon in der ersten Minute auch von ihm.

Im Laufe des Zusammenseins traten sie sich dann merklich näher. Die bei beiden hervortretende schlichte Offenheit ihres Wesens war es, die sie zu einander hinzog, und auch ehe die Männer nach dem Kaffee sich behaglich die Zigarren anzündeten, hatte Odo auf Einladung Behrends bereits das Versprechen gegeben, auch auf dem Hoyerhofe bald sich zum Besuche einzustellen.

„Wie ist es?“ fragte Tofohr dazwischen — „hast Du nächsten Sonntag schon was vor, Odo? Wenn nicht — da sind wir auch da — und da hätten wir Dich gleich wieder mit.“

Das war auch Odo angenehm, und er sagte angeregt zu.

„Freilich,“ meinte Behrend etwas zögernd, „auf meinen Gegenbesuch werden Sie wohl verzichten müssen.“

Odo hatte nach der eindrucksvollen Szene von Mittag Vertrauen zu seinem Vater gefaßt.

So entgegnete er gehoben:

„Nein, das brauche ich nicht. Ich kann Sie —“ er fand sogar ein Lächeln — „wohl nicht in die große Staatsstube führen; aber wenn Sie darauf keinen Wert legen — in meiner kleinen Bude halt' ich immer gern einen Stuhl für Sie frei. Und für Dich auch, Jüres.“

Aber auch Tofohr schien im Zweifel.

„Ja, das glaube ich Dir,“ erwiderte er nachdenklich. „Aber — ob — ob — Dein Vater einverstanden ist, das ist —“

Odo unterbrach ihn.

„Vater legt mir nichts in den Weg,“ erklärte er einfach. „Ach so — und daß er von meinem Besuche bei Dir weiß, Jüres, das kann ich Dir sogar gleich beweisen.“ Er holte eine Handvoll Münzen aus der Tasche und erklärte lachend: „Für die Versicherung! — Ich komme aber nicht deswegen,“ fügte er hinzu. „Das ist Vater erst nachher eingefallen.“

„Du hast ihn gefragt?“

Odo erzählte, nun das Thema einmal angeschnitten war, erst von der Auseinandersetzung bei seiner Ankunft und dann von der Szene am Mittag.

Behrends Augen hingen gespannt an den Lippen des Sprechers und als Odo geschlossen hatte, rief er befriedigt aus: „Ja, das ist die raue Ehrlichkeit an ihm, die ich mir — gewünscht hab.“ Das macht mich froh, Herr Stür, und ich komme...“ Aber da war doch auch nochmals wieder ein anderes Fragen. „Das heißt —“

„Sprechen Sie sich aus,“ forderte Odo ruhig und suchte in den beschatteten Mienen des anderen zu forschen.

100 Jahre allgemeine Wehrpflicht.

Das alte Preußen Friedrichs des Großen war zerfallen, nur etwa die Hälfte des früheren Staatsgebietes war dem Könige geblieben, weil Rußland dafür eingetreten war. Im ganzen Lande fühlte man den Druck des Eroberers, und die französischen Besatzungen in den Garnisonen und Festungen des preußisch gebliebenen Restes ließen die Bewohner des Landes in unerhörtem Uebermut ihre Siegerfaust fühlen. 3 Milliarden Taler soll Napoleon in den Jahren 1806-1813 dem Lande an Kriegsteuern und Lieferungen abgepreßt haben! (Wie milde verfahren wir dagegen 1870 in Frankreich!) Selbst Kunstschätze, wie die Viktoria auf dem Brandenburger Tor, wanderten nach Paris, und die nackte Eisenkette ragte als Wahrzeichen unserer Schmach 8 Jahre lang empor. Da wendeten sich die Gemüter wieder ernstlichen Gedanken zu. Die Dichtkunst, die bisher ausschließlich der Pflege des Schönen gedient hatte, zog nun andere Saiten auf ihre Harfe; Ernst Moritz Arndt sang von dem „Gott, der Eisen wachsen ließ“, Körner stimmte seine Schlachtgesänge an, und die sachte Aufklärung, die dem 18. Jahrhundert eigen war, machte einer ernsteren, tieferen Denkungsart Platz.

Das ganze Volk muß wehrhaft werden, jeder muß mit Leib und Leben dem Vaterlande dienen! Das war der große sittliche Gedanke, der sich Bahn brach unter dem Druck der Fremdherrschaft. In der ganzen Welt kannte man nur geworbene Heere. Bezahlte Söldner führten die Kriege der Staaten aus, selbst Napoleons Heere waren Söldnerheere, wenn er auch von der Zwangs-

aushebung so reichlichen Gebrauch machte, daß in Frankreich kaum noch Wehrfähige übrig blieben. Im kleinen Preußen hieß es aber jetzt: Jeder gesunde Mann muß dem Vaterlande dienen, und als der Sturm 1813 losbrach, stellte es 277 000 Mann ins Feld. „Der König rief, und alle, alle kamen,“ das war nicht nur ein schöner Gedanke, sondern Tatsache. 277 000 Mann, denen der Krieg bürgerlicher Ernst war. Jeder einzelne trug den Grimm im Herzen, und die Kolbenschläge von Hagelsberg, Ragbach und Mödern machten den Eroberern klar, daß noch Männer in Preußen waren. 100 Jahre sind jetzt verflossen, seit die allgemeine Wehrpflicht in Preußen Gesetz geworden ist. Haben wir Ursache, es zu beklagen?

Nein, wahrlich nicht. Die Wehrpflicht ist seitdem bei uns eine Schule der Mannheit für das ganze Volk geworden; der Mannheit und der Manneszucht. Eine Schule der Selbstverleugnung und des Pflichtgefühls. Das zeigte sich, als 1848 auch bei uns die Revolution ausbrach. Die Armee stand wie ein Felsen, an dem sich ihre schmutzigen Wogen brachen. Und als 18 Jahre später Preußen daran ging, die ihm in Deutschland gebührende Stellung mit dem Schwerte zu erringen, da rief der König wieder, und sein Volksheer warf den Feind wie eine Sturmflut vor sich nieder, so daß bis Wien kein Halten mehr war. Hier wurde der 30jährige und der 7 jährige Krieg endgültig ausgefochten. Wieder Kriege langes Ringen hatte nur halbe Ergebnisse zur Folge, im 7 tägigen Kriege in Böhmen wurde es festgestellt, daß Preußen der Führer in Deutschland ist. Die Probe darauf erfolgte 4 Jahre später, als sich auch Süddeutschland an Preußen anschloß und unter der Losung „an den

Unsere Statistik.



Wenn Graf Zeppelin von seinem Luftschiffe aus heute in die Jahrtausende zurückblenden könnte, die so weit die Geschichte reicht, vergehenet sind, so würde er sich über den Fortschritt, der, seit dem das erste Pferd dem Willen des Reiters gebeugt wurde, in der Technik der Fortbewegung gemacht wird, sehr verwundern. Unser Bild versteht den Beschauer gewissermaßen in die Gondel des Luftschiffes und läßt ihn von hier aus zurückblenden in die Jahrtausende alten Entwicklung des Verkehrs. Dabei wird er sehen, daß die ersten Typen des Verkehrsfußgängers und Reiter auch heute noch zu finden sind, trotz aller Maschinen und wird darüber klar erkennen, daß auch dem Pferde die alte Stellung noch heute bewahrt ist. Von der Sänfte der alten Ägypter, auf der Kleopatra mit ihrem Pfauenfächer sitzt, zeigt sich eine lange Kette von

Fuhrwerken und Gespannen fort bis in die neue Zeit. Wir sehen den alten germanischen Ochsenwagen, den griechischen und römischen Streitwagen, wir sehen die komplizierten höfischen Fortbewegungsmittel des Mittelalters, wir finden die Dräffine, den Vorläufer der Maschine, und kommen über den alten Postwagen der Thurn und Taxis zu den modernen Fuhrwerken, zur Eisenbahn, zur Elektrischen und zum Automobil, und wie sie sich auf so auf dem Lande das Verkehrsweisen entwickelt hat, ist es auch auf der See nicht zurückgeblieben. Man vergleicht nur das stolze Ozeanischiff mit dem alten Dreimastschiffe. Aber die Senfation unseres Jahrhunderts ist und bleibt der Triumph der Menschheit, nämlich die Erfindung des Luftschiffes in allen und einzelnen Varianten.

Der Hoyerhofer blühte freimütig.
„Mit Ihrer Erlaubnis kann ich es. Da ist noch Ihr Fräulein Schwester.“
An die hatte Odo bis dahin nicht gedacht. Aber die störte ihn auch nicht.
„Die?“ fragte er mit einem nur halb unterdrückten Schmunzeln. „Die bindet nicht an mit uns — und die kann sich bloß heucheltvoll zurückziehen — und da haben Sie ja hoffentlich nichts dagegen.“
„Wenn es ihr aber nicht angenehm ist, lieber Herr Stür.“
„Ach, der ist manches nicht genehm. Meinen Sie, ich komme immer mit ihr aus? In dem Wuschelkopf steckt viel Liebes und Gutes, na, und wenn daneben auch was ist, was neingestopft ist, was noch raus muß — wieder raus muß — das wird auch kommen, ganz von selbst — oder mit der Zeit. Das lassen Sie sich nicht anfechten. Sie wollen ja auch nicht zu ihr, sondern Stür.“
„Das wohl. Aber wenn sie mich meidet.“
„Ich hatte den Eindruck.“
„Wo haben Sie sie denn getroffen?“
„Nur in der Kirche oder nachher.“
Odo mochte ihre Voreingenommenheit nicht verraten. „Sie hat sich da ja gern wie so 'ne Prinzessin. Aber zu allen. Selbst zu mir. Ohne Aufsehen, ohne Umgucken — mit so was Besonderem, Forschem — weg ist sie.“ Er nahm sie in Schutz. „Sie hat aber was in sich — Gutes und Gefundes — Herr Behrend. Also Sie kommen?“
Martin Behrend ließ sich nur zu gern über sein Zögern hinweghelfen.
„Ja!“ sagte er zu.

„Und Du, Jüres?“
„Auch, Odo. Mal so abends, wenn Du dann nicht zu müde bist. Und Sonntags — wenn's Dir bei uns und Behrend gefällt — manchmal sind ja auch noch 'n paar andere dabei — immerzu, uns ist es lieb. Aber nun komm auch mal auf Deine Soldatenzeit — davon hast Du ja noch keinen Ton von Dir gegeben.“
„Davon? Ach, wenn ich da ins Erzählen komm' — dazu reiz' mich lieber nicht. Wenn ich schon von meinem Juchts anfang' — endlos; oder soll ich im Ernst?“
„Na ob! Hat's Dir gefallen?“
„Gefallen? Da könnte ich antworten: Ja! Nein! Kommt es aufs Gefallen an? Er wurde wieder ernst. „Da nimmt man wohl oft das Kleine tragisch und das, was groß und wichtig ist, federleicht. Da sieht man 'n ganzes Ende weit und bloß das nicht, was einem zunächst liegt. Und es fucht dann, wenn man sich drauf drücken lassen muß. So ist mir's auch gegangen. Reiten konnte ich, glaubte ich, weil ich doch auf dem Lande groß geworden war und mit oder ohne Sattel auf dem Gaul gehangen hatte. Daß ich nichts konnte — oder doch wenig — das habe ich erst einsehen gelernt, als ich wirklich was gelernt hatte und fest drin saß im Sattel. Und als ich erst auf dem Pferderücken lebte, ja, da ist mir's gewesen, als ob ich auch vom Leben nichts verstanden hätte bis dahin und erst zu lernen anfangen müßte. Und das hab' ich dann versucht, bis mir so nach und nach ein bißchen heller geworden ist und ich auch aus dem Schnauzen das herausgehört habe. — Ich bitte um Entschuldigung, ich will nicht langweilen mit meiner Mauerung. Aber ich habe sie durchgemacht, und 's lebt in mir nach. . . Du warst ja auch dabei, Jüres; aber ich glaub', Dein Adamsrod war Dir

Rhein, aber Rhein! aus Deutschland nach Frankreich hinein.“ den gallischen Uebermut in die ihm gebührenden Schranken zurückwies. In den Jahren hatten aber auch die süddeutschen Staaten die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, und so war es denn ein ganzes deutsches Volksheer, ja, sagen wir lieber das deutsche Volk selber, das jetzt in Waffen gestählt und geschult unvergeßliche Taten vollbrachte. Der allgemeinen Wehrpflicht verdanken wir des Vaterlandes Freiheit und seine ruhmreiche Einigung.

C.K. Der „Todeskampf eines Panzerschiffes“.

Unter diesem Titel ist ein neuer außerordentlich belehrenden Beitrag zur Geschichte der Seeschlacht bei Tsushima erschienen; ein Augenzeuge, der Kommandant Semenov, der als Admiralsstabsoffizier Nobelschwens an Bord des russischen Flaggschiffes „Suwaroff“ an dem erschütternden Kampf teilnahm, der das Schicksal von Rußlands Flotte besiegelte, ergreift darin das Wort. Was den Ausführungen des russischen Seesoffiziers besonderen Wert verleiht, sind seine Angaben über ein neues geheimes Sprengmittel, dessen die Japaner sich in dieser Schlacht bedienten und dessen furchtbare Wirkungen nach seiner Ansicht die Hauptursache der russischen Niederlage gewesen sind. Am 10. August war der „Jesarewitsch“ in einer mehrstündigen Schlacht von nur 19 Geschossen getroffen worden; aber bei Tsushima, wo ich auch die Absicht hatte, die Zeiten, die Einschlagstellen und die Größe der Verwüstungen aufzuzeichnen, war es unmöglich, Einzelheiten zu beobachten, konnte ich doch nicht einmal die Schüsse zählen. Ich habe niemals ein solches Feuer gesehen und ich hatte auch keine Vorstellung davon, daß es je eine solche Intensität erreichen könnte. Die Geschosse regneten ohne Zwischenpausen, sie kamen und bohrten sich unaufhörlich in den Rumpf unseres unglücklichen Schiffes. In den vorhergehenden sechs Monaten von Port Arthur hatte ich mich schon abgehärtet. Schimosapulver und Melinit waren mir alte Bekannte. Aber hier stand ich vor einem neuen Phänomen, das schien mir keine gewöhnlichen Geschosse, die da die Seiten unseres Schiffes aufrißen und auf die Kommandobrücke niederbrannten. Das waren ganze Minen, und diese Minen explodierten bei jedem Aufschlag, ja bei dem kleinsten Hindernis, das sie in ihrer verderblichen Bahn trafen. Jeder Gegenstand auf ihrem Wege, jede Brustwehr, jeder Schornstein, alles rief sofort eine furchtbare Explosion hervor. Die Platten des Aufdeckbades und des Oberbaues wurden zerissen und zerlegt, zu unförmigen Massen zusammengeballt, deren herumschwebende Trümmer zu neuen Geschossen wurden und unsere Mannschaften dahinstreckten. Die eisernen Treppen bogen sich und rollten sich zu Klümpen zusammen und die Geschütze, obgleich kaum getroffen, wurden von ihren Lafetten gerissen und waren nicht mehr zu verwenden. Ein derartiges Gemetzel, eine solche Verwüstung konnte niemals durch den einfachen Aufprall eines Projektils und noch weniger durch sein Kreieren entstehen; nur durch eine besonders starke Explosionskraft waren solche Resultate zu erreichen, die Japaner nutzten die amerikanische Idee benutzt haben, an Bord ihrer Schiffe Dynamitgeschütze zu verwenden. Aber alles dies war noch nicht das Schlimmste und hätte noch nicht das Verderben bedeutet. Zu der furchtbaren Wirkung dieser seltsamen Geschosse gesellte sich eine entsetzliche Erhöhung der Temperatur und die Entladung eines flüssigen Feuers, das alles ringsum in Flammen tauchte. Selbst schwer entzündbare Gegenstände, wie die großen flachen Wasserreservoirs, die in den Batterien aufgestellt waren, gingen sofort in Flammen auf, wie leuchtende Teerfackeln; die Atmosphäre war mit glühenden flimmernden Gasen erfüllt, aller Dinge Konturen verschwanden sich und in dieser höllischen Luft war kein Gegenstand mehr zu unterscheiden. Zuverlässige Informationen haben später ergeben, daß bei der Seeschlacht von Tsushima die Japaner zum ersten Mal einen neuen Explosivstoff als Füllmittel ihrer Geschosse erprobten. Kurz vor dem Kriege hatten sie das Geheimnis der Herstellung von dem Erfinder, einem

Major von Lauff. Die neue Kriegsgeschichte, wie sie ist, ist, angewandt, erklärte sich, mit der Division ständig zerstört, Kameraden, Schiffe, und der Fall war, daß ein Bege am 28. Mai das zweite ha zu bestehen. sich lange 3 besonders) Donskoi und sehr viel brei dieser Hinsicht Schlachtschiffe japanischen V wemgleich si achtenswerter noffs. „Bei nur 113 Tote wunderte und Die Hälfte i ten oder Töb schung Verleg luste sind ge Teil unserer in eine kleine Anzahl kleine war siebenma Pyroxillin o ein noch stä bring bei der hervor, die a Pyroxilin ver daß das Krei mehr Verwü nach der Sch pedobooto no und hilflos a Judamoto erl Schiff strich Kanone war f die Russen M lich, um sieb in die Tiefe.

Wilt Immer na auf, die der ihre Bitten al „Frank. Stg.“ mit, das ihm folgt: Mäh Wlo Soll Mein Dehr Werl Sieb Der Und Mich Ad, Und zum 187

als er sich der bald wieder, See belebte d Auf dem und nur Odo hatte sich in wohnt, und d bei Tofohr n wirkte noch et Jüres Fr haft angezog Selbstbewußt ihr Würde, o tigen. Sie hatte die jünger war hatte? Als er noch ein Kind Ja, das woh mit den blauen Goldhaar der träumter, ver seine Schrüllern ausgelaß eben nach To an der Kirche derissen der Z haben, was de Wieble J nicht mit bei d hofer sie auch vielleicht gerad Keren interess am Nachmitta Er schließ

nach Frankreich hin-
ie ihm gebührenden
Nahen hatten aber
gemeine Wehrpflicht
niges deutsches Volks-
che Volk selber, das
unvergeßliche Taten
pflicht verdanken wir
uhmreiche Einigung.

Sangerhiffes

außerordentlich be-
Seeschlacht bei Tschu-
Kommandant Se-
Rodjstwenstys an
Suwaroff" an dem
das Schicksal von
in das Wort. Was
offiziers besonderen
über ein neues ge-
paner sich in dieser
Wirkungen nach
russischen Niederlage
der „Zejarewitsch“
nur 19 Geschossen
na, wo ich auch die
Blagistellen und die
en, war es unmög-
ich doch nicht einmal
ein solches Feuer
tellung davon, daß
könnte. Die Ge-
tamen und bohr-
unferes unglücklichen
Monaten von Port
st. Schimosapulver
e. Aber hier stand
schienen mit keine
iten u. feres S. i. f.
üde niederbrachten.
nen explodierten bei
Hindernis, das sie
Jeder Gegenstand
er Schornstein, al-
her hervor. Die
baues wurden zer-
zusammengedrückt,
en Geschossen wur-
den. Die eisernen
Rädern zusammen
offen, wurden von
icht mehr zu ver-
solche Verwüstung
uprall eines Pro-
pieren entstehen;
nstrast waren sol-
mühten die ame-
ihrer Schiffe Dn-
es dies war noch
das das Verberben
g dieser seltsamen
höhung der Tem-
higen Feuers, das
Selbst schwer ent-
n flachen Wasser-
stellt waren, gin-
Teerfäden; die
ernben Gasen er-
sch in dieser
ehr zu unterschie-
n später ergeben,
die Japaner zum
s Füllmittel ihrer
Kriege hatten sie
Erfinder, einem

er, und den ton-
schwerer gewor-
fortging. 's ist
icht herauskommt,
o fange ich lieber
e Pferd in der
ugheit und An-
gewesen. An-
mal in den Sattel
auf einige Riflo-
nnen, am Säbel-
gegen gewiebert.
er — schimpften
ein Lamm. „
atte etwas Woh-
Schilderungen
mit Tofohr und
aus ihrem Er-
gab.
Tofohrs sich auf
it dem dich ver-
wenn nicht der
verbreitet hätte.
ung bei Tofohr
ging in gerader
der Ferne ein
tem Sinnen bei
ch wohlgefühlt
zu achten; ein
links daneben
ewisser als der

es, schlug an,

Major von einer der südamerikanischen Republiken, ge-
tauft. Die geheimen Mitteilungen befragten, daß dieses
neue Kriegsmittel nur bei den Geschützen größten Ra-
libers, wie sie an Bord der Schlachtschiffe in Aktion tra-
ten, angewandt werden könne und aus dieser Tatsache
erklärte sich, daß die von unseren Schiffen, die nur
mit der Division Roatafa zu kämpfen hatten, nicht voll-
ständig zerstört wurden und viel weniger litten, als ihre
Kameraden, denen als Gegner die japanischen Schlach-
tschiffe, und die großen Panzerkreuzer gegenüberstanden.
Der Fall mit der Swietlana und mit dem Donsoi sind
dafür ein bezeichnender Beweis. Das erste der beiden wurde
am 28. Mai von zwei geschützten Kreuzern angegriffen und
das zweite hatte einen Kampf mit fünf feindlichen Kreuzern
zu bestehen. Die beiden russischen Schiffe verteidigten
sich lange Zeit und keines von ihnen (ich betone das
besonders) fing dabei Feuer. Dabei hatten der alte
Donsoi und die Swietlana, die beinahe eine Tacht war,
sehr viel brennbare Gegenstände an Bord und konnten in
dieser Hinsicht einen Vergleich mit unseren modernen
Schlachtschiffen nicht eingehen. Die Angaben über die
japanischen Verluste, die später bekannt wurden, bilden,
wenngleich sie nicht völlig unparteiisch sein mögen, ein be-
achtenswertes Argument für die Ausführungen Seme-
noffs. „Bei Tschushima haben die Japaner in der Tat
nur 113 Tote, 139 tödlich Verwundete, 243 leichter Ver-
wundete und 42 von Quetschungen Betroffene verloren.
Die Hälfte ihrer Verluste (252 von 537), umfaßt die To-
ten oder Tödlungsverletzten und die Zahl der durch Quet-
schungen Verletzten beträgt nur acht von Hundert. Diese Ver-
luste sind gewiß sehr gering; zweifellos explodierte ein
Teil unserer Geschosse nicht oder sie explodierten schlecht,
in eine kleine Anzahl großer Teile, anstatt in eine große
Anzahl kleiner. Die Füllung der japanischen Geschosse
war siebenmal schwerer als die unsere; dabei wurde nicht
Pyroxillin verwendet, sondern Schimoso oder vielleicht
ein noch stärkeres Sprengmittel. Das Schimosapulver
bringt bei der Entzündung eine Erhöhung der Temperatur
hervor, die anderthalbmal stärker ist, als die durch das
Pyroxillin verursachte, und wir haben berechnen können,
daß das Kriechen eines japanischen Geschosses zwölffach
mehr Verwüstungen anrichtete, als unsere.“ In der Nacht
nach der Schlacht stießen die japanischen Kreuzer und Tor-
pedoboote noch einmal auf den Suwaroff, der brennend
und hilflos auf den Wogen trieb. Die Torpedodivision
Judzimoto erhielt Befehl zum Angriff, aber das brennende
Schiff strich nicht die Flagge. Nur eine einzige kleine
Kanone war feuerfähig geblieben und mit ihm erwiderten
die Russen Angriffe bis zum letzten Augenblick. Schließ-
lich, um sieben Uhr, sank das schöne Schiff majestätisch
in die Tiefe.

Wilhelm Busch „netter“ Herr.

Immer noch tauchen unbekannte Verse von Wilhelm Busch
auf, die der liebenswürdige Dichter seinen Verehrern auf
ihre Bitten als Autogramme gewidmet hat. So teilt der
„Frankf. Ztg.“ ein Leser in Bremen ein launiges Gedichtchen
mit, das ihm Busch im Jahre 1879 sandte. Es lautet wie
folgt:

Muß ich mich schon wieder plagen?
Also wieder ein Gedicht?
Soll ich wagen nein! zu sagen? —
Nein, ich bin kein Bösewicht!
Dehne dich, Poetenleder!
Werde flüssig, alter Leim!
Sieh, schon tropft aus der Feder
Der mit Angst gesuchte Reim!
Und so zeig' ich mit Vergnügen
Mich als einen netten Herrn. —
Ach, mitunter muß man lügen,
Und mitunter lügt man gern!

um 1879.

Wilhelm Busch.

als er sich dem Gehöfte näherte; aber er beruhigte sich
bald wieder, und nur noch das gedämpfte Nachtlied der
See belebte die Stille.

Auf dem Hofe war alles längst zur Ruhe gegangen
und nur Odo lag noch eine Weile träumend wach. Er
hatte sich in der langen Soldatenseit an das Bier ge-
wöhnt, und der Kaffe mit Rum, der die Abendmahlszeit
bei Tofohr nach dem Landesbrauche abgeschlossen hatte,
wirkte noch etwas störend nach.

Jüres Frau hatte ihn mit ihrer Natürlichkeit leb-
haft angezogen. Es fehlte ihr nicht an hausfraulichem
Selbstbewußtsein; aber auch das stand ihr nur gut, gab
ihre Würde, ohne ihre Ungezwungenheit zu beeinträch-
tigen.

Sie hatte noch eine Schwester, wie er sich erinnerte,
die jünger war, Wiebke. Ob die sich ihr ähnlich entwikelt
hatte? Als er weggezogen war von der Heimat, war sie
noch ein Kind gewesen. Oder doch schon so firmiert?
Ja, das wohl eben. Ein langaufgeschossener Badfisch
mit den blauen Augen, dem zarten Teint und dem hellen
Goldhaar der Friesinnen wie Karen. Nur etwas ver-
träumter, verschüchterter, weil der Vater Frederiksen so
seine Schrüllen gehabt und mitunter auch an den Kin-
dern ausgelassen hatte. Aber der war ja gerade damals,
eben nach Tofohrs Hochzeit, auf den kleinen Friedhof
an der Kirche hinausgetragen worden, und Jens Fre-
deriksen der Jüngere mochte an der Schwester gut gemacht
haben, was der Alte ohne Vorjah vielleicht gefehlt hatte.

Wiebke Frederiksen... Es wunderte ihn, daß sie
nicht mit bei dem Schwager gewesen war. Ob der Hoyer-
hofer sie auch kannte? Ein prächtiger Mensch. Ob nicht
vielleicht gerade Wiebke ihn anzog? oder ob er sich für
Karen interessierte? Es hatte ihm fast so scheinen wollen
am Nachmittage.

Er schlief erst spät unruhig ein.

(Fortsetzung folgt.)

Lokales.

Zu einer exemplarischen Strafe wurde der umher-
ziehende Scherenschleifer Wilhelm Knopp in Hiddinghau-
sen von der Strafkammer in Hagen verurteilt. Der An-
geklagte, der wegen Körperverletzung, Erpressung und
wiederholt wegen Fahnenflucht mit schweren Gefängnis-
strafen vorbestraft ist, kam in Begleitung seines Bruders
am 10. Dezember v. Js. mit seinem Schleifstein durch
Silsbede. Der Bruder trat in die Wohnung des Land-
wirts Ferd. Echterhoff und bat um Arbeit. Trotzdem ihm
die allein im Hause weilende Ehefrau E. erklärte, daß sie
nichts zu schleifen habe, nahm er eine auf dem Schranke
stehende Kaffeemühle mit, um sie für ein „paar Groschen“
zu schleifen. Nach einigen Stunden kehrte er, in Beglei-
tung des heutigen Angeklagten und eines Dritten, zu-
rück und verlangte in frecher Weise 2 Mark. Da die Frau
sich weigerte, so viel zu bezahlen, drangen alle drei Män-
ner auf sie ein, und nun stürzte die Schwester der Frau in
die Nebenhäuser, um Hilfe zu holen. Während nun die
Arbeiter Richard Hollscheid und Jilberg herbeieilten, er-
schien auch der Ehemann Echterhoff, der, entsetzt durch das
Schreien der Frauen und Kinder, frag, was denn los
sei. Raum hatte er ausgesprochen, als er von dem An-
geklagten einen Messerstich in den rechten Oberarm erhielt,
dann stürzte sich dieser auf R. Hollscheid und brachte ihm
einen Stich in die rechte Brust bei. Ferner drohte Knopp,
die Leute kalt zu machen. Die Verletzten sind heute noch
nicht wieder hergestellt. Der Angeklagte suchte alle Schuld
von sich ab und auf seinen geflüchteten Bruder zu wälzen,
doch sind sämtliche Zeugenaussagen darin übereinstim-
mend, daß nicht jener, sondern der Angeklagte der Messer-
stich gewesen ist. Das Urteil lautet, dem Angeklagten des
Staatsanwalts gemäß, auf 2 Jahre 6 Monate Gefängnis,
wegen Bedrohung und gefährlicher Körperverletzung in je
2 Fällen.

Wegen Betruges hatte sich der Kohlenhauer Karl F.
in Hiddinghaußen vor der Hagener Strafkammer zu ver-
antworten. Im Dezember vor. Js. überrückte der Arbeiter
Karl Graff den Angeklagten, als er auf Zeche Deutsch-
land die Nummern der Förderwagen veränderte. Diese be-
trügerische Manipulation, die in 14 Fällen geschehen sein
soll, brachte dem Angeklagten einen widerrechtlichen Gewinn
von 20 Mark ein. Mit Rücksicht auf die niedrige Handlungs-
weise, seine Mitarbeiter um den Betrag zu betrügen, bean-
tragte der Staatsanwalt gegen den Angeklagten 3 Monate
Gefängnis. Das Gericht erkannte auf 6 Wochen Gefängnis.

Der letzte Kanonenschuß im Jahre 1870/71.

Ueber die „Streiffrage“, wer im deutsch-französischen
Kriege den letzten Kanonenschuß abgegeben habe, macht ein
französischer Quartiermeister namens Marteau d'Autry ein-
nem Pariser Blatte in einem Briefe Mitteilung. Der
Franzose hatte am 27. Januar 1871 eine Batterie der
Seematerialie unter sich. Um 6 Uhr abends erhielt er
Nachricht von dem geschlossenen Waffenstillstand mit dem
Befehl, um Mitternacht das Feuer einzustellen. Es waren
noch drei 24 Zentimeter-Geschütze geladen, die der Führer
der Batterie ein Viertel vor Zwölf abfeuern wollte. So
geschah es auch, und die Antwort war ein deutscher Ka-
nonenschuß aus Breteuil, der nur 3 oder 4 Meter vor
ihm einschlug. Auch die beiden anderen Schüsse wurden
beantwortet. Dann schlug es in Paris 12 Uhr, und damit
begann der Waffenstillstand. Aus diesem Berichte geht
also wohl hervor, daß Marteau d'Autry den vorletzten und
die Deutschen den letzten Kanonenschuß an dieser Stelle
der Verteidigungslinie von Paris abgaben. Unzweifelhaft
ist aber der allerletzte Schuß genau um die Mitter-
nachtsstunde vom 27. zum 28. Januar aus einem Schiffs-
geschütz (84 Pfunder) von Mt. Valerien aus nach Westen
hin abgefeuert worden. Ausdrücklich war den Franzosen
im Uebergabevertrag „die Ehre des letzten Schusses“ zu-
gestanden worden. Der Kronprinz, Bismarck, Moltke und
andere hochgestellte Herren haben von Versailles aus das
letzte Aufblitzen des französischen Geschützes beobachtet.

Der Abgeordnete Hadenberg und die geschenkten Zigarren.

Die vortreffliche Raucherrede des Landtagsabgeordneten
D. Hadenberg wird noch manche auf Tabak, Weife und Zi-
garren bezügliche Anekdote in die Erinnerung rufen. Es
mag deshalb auch ein Stüdelein erzählt werden, das dem
Redner selbst passiert ist. D. Hadenberg war jemandem, Name
und Stand tun nichts zur Sache, in irgend einer Weise ge-
fällig gewesen. Der betreffende Herr wollte sich gern er-
kenntlich zeigen, konnte aber den richtigen Dreh nicht kri-
gen, wie er es anstellen sollte. Schließlich kam er auf den
Gedanken, daß sein Sohn, der in einer durch die Herstellung
guter Zigarren bekannten norddeutschen Stadt anfangig war,
zu dem Zweck ein Kistchen seiner Einfuhr (auf deutsch Im-
ports) Zigarren besorgen könne. Der dankbare Mann be-
gab sich alsdann eines Tages zu D. Hadenberg, um ihm
das Kistchen zu übergeben. Nach einigen Einwendungen nahm
er es, um den Geber nicht zu kränken, an, und versprach,
sie zu versuchen. Dabei entdeckte er als erfahrener Kenner,
daß er herzlich schlechtes Kraut vor sich hatte, das vielleicht
nicht einmal sehr weit von dem Wirkungskreise des Be-
schenkten gewachsen war. Nach längerer Zeit kam er wieder
einmal mit dem Stifter der Zigarren zusammen, der sich
schäutern danach erkundigte, wie sie geschmeckt hätten. D.
Hadenberg wollte den braven Mann nicht in Verlegenheit
setzen und suchte einer Antwort auszuweichen, gestand aber
endlich, daß ihm die Zigarren nicht ganz so vorzüglich vor-
gekommen wären, wie es das sie begleitende Lob hätte er-
warten lassen sollen. Mit Eifer plachte darauf der andere
hervor: „Ich habe es mir doch gedacht, daß ich zu Hause
die Risten verwechselt und Ihnen die sonst bei mir übliche
ziemlich billige Sorte gebracht habe. Darum haben mir auch
die Zigarren, die ich geraucht habe, so ausgezeichnet ge-
schmeckt.“ D. Hadenberg schmunzelte vergnügt und tat das

auch jetzt noch, wenn er die Geschichte gelegentlich erzählt.
Die wenig berühmte Zigarre hat ihm aber damals die
Luft am Rauchen nicht verdorben. Und wenn er mit einer
charakteristischen Handbewegung und ebenfolchem „Erfassen“
der Zigarre diese zum Munde führt, so sieht man, daß es
mit einer gewissen Liebe geschieht, die ihm auch die Für-
sorge für die Raucher in den Eisenbahnhöfen eingegeben hat.

Merlei.

Der Jahresbericht der Deutschen Bank ge-
währt einen interessanten Einblick in den Geschäftsbetrieb die-
ser größten deutschen Bank. Die Bank erzielte einen Um-
satz von mehr als 91 Milliarden Mark und kann auf 200
Millionen Mark Aktienkapital 12 Proz. Dividende vertei-
len. Der Reingewinn ist noch um 1,8 Mill. gestiegen. Bei
der Bank liegen 1 1/4 Milliarde Mark Depositen. Das
gesamte deutsche Nationalvermögen wird auf 175 Milliar-
den Mark geschätzt.

Versuchter Mord. Um seine getrennt von ihm le-
bende Frau und seine drei Kinder zu verbrennen, begab
der Hafenarbeiter Bal in Hamburg nachts Tür und Treppen
zur Wohnung seiner Frau mit Petroleum und zündete diese an.
Hausbewohner retteten Frau und Kinder im letzten Augen-
blick. Bal wurde aus dem Bett heraus verhaftet.

Die Prinzessin mit dem Dolch. Nachrichten
aus Madrid zufolge soll sich im dortigen Magdalena-Kloster
die morganatische Gemahlin des Prinzen Alfons von Bour-
bon, eines Veters des Königs von Spanien, unter strenger
Bewachung befinden. Die Ehe mit der geborenen Tomasa
Menendez wurde in der letzten Zeit durch schwere Mißlichkeiten
getrübt. Die Tomasa soll ihren Gatten mit einem Dolch be-
droht haben.

Der franke Löwe. „Ralph“, der größte und äl-
teste unter den Löwen eines Wiener Zirkus, zeigte seit eini-
gen Tagen ein schwermütiges Wesen, so daß man Krankheit
vermutete, zumal das Tier bereits an einer Zahnfistel litt.
Mit Gift wurde an seine Fesselung gegangen. Schlingen wa-
ren ausgelegt, doch Ralph ging erst hinein, als ein ander-
er Löwe die Ungefährlichkeit dargetan hatte. Kräftige Arme
zogen die Stride an und in nu war das Tier gefesselt.
Ebenfalls mit Gift gelang es, die Kiefer zu fassen und aus-
einanderzuhalten. Der Arzt entdeckte eine eitrige Geschwulst
unter der Zunge, fand sie aber zur Operation noch nicht reif.
Aber schon Spülungen mit lauwarmem Essigwasser verschafften
dem Löwen Linderung.

Ein furchtbares Geschick. Kommandant Jan
Kriege erzählt im „Argonaut“ die folgende Anekdote aus
dem Burenkriege, die er von einem englischen Offizier er-
fahren hat: Eines Tages fesselten die Engländer zehn Zie-
gen, um die Wirkung einer neuen Granate zu erproben. Sie
feuertem also etwa zwanzig Schüsse auf sie ab und gingen
dann hin, um nachzusehen, wie viele übrig geblieben wären.
Sie fanden, daß es elf waren — eine war inzwischen gebo-
ren worden.

Die Hauptsache. „Ich begreife nicht, was du
an diesem Herrn Hübsches finden kannst!“ — „Nun, ist es
denn nicht hübsch, daß er mich heiraten will?“

Sehr galant. Dame: „Sehen Sie, Herr Dok-
tor, ich bekomme von meinem Mann jedes Jahr zu mei-
nem Geburtstage ein wunderschönes Geschenk.“ — Doktor:
„Gnädige Frau müssen da ja schon eine Unmasse schöner
Sachen haben!“

Schlau herausgeholfen. Examinator: „Was
läßt sich gegen die Theologie Darwins sagen?“ — Exa-
minand: „Verzeihen Sie, ich bin Darwinianer.“

Am Todesjahacht.

Die letzten drei Leichen der unglücklichen Bergmänner,
die in den Tiefen der Hamstead-Bergwerke eines lang-
samen grauenvollen Todes starben, ohne daß es den Be-
mühungen der Kameraden gelungen wäre, den Lebendigen
begrabenen Hilfe zu bringen, sind jetzt geborgen. Von dem
stimmten Schreden, der über dem freundlichen Städtgen
liegt, entwirft H. Hamilton Hyde, der während des Un-
glücks zur Stätte der Katastrophe geeilt war, ein pade-
ndes Bild. Die kleinen roten Backsteinhäuser auf dem
Hügel stehen fast alle leer. Das ganze Dorf umfließt der
Todesjahacht. Schweigendes Entsetzen liegt auf allen Mien-
en. Alles wartet und kann nichts tun als warten. In den
Läden des Städtchens dieselben Gesichter. Nichts Neues,
das ist der Refrain jeden Tages. Eine Tragödie ohne
Drama. Eine endlose Marter ohne Steigerung, ohne
Milderung. Der erste Tag ist wirklich furchtbar. Schmer-
zensschreie und das hysterische Weinen und Schluchzen
der unglücklichen Frauen steigern sich bis zu einem wilden
und leidenschaftlichen Ausbruch des Wehs. Aber die
Tränenquellen versiegen. Frauen, Mütter, Kinder, sie
alle werden ausdruckslos und müde. Das Gewicht ihres
Schmerzes macht sie versteinern. Nur wenn versucht wird,
sie von dem Todesjahacht fortzuführen, kommt Leben in
die starre Gestalt. Rings um den Eingang zum Berg-
werk stehen die Leidtragenden und mit ihnen Hunderte
von Leuten. Sie gleichen nicht gewöhnlichen Menschenan-
häufungen. Sonst ist eine Masse wie das Meer. Wogen
und Wellen bewegen es und gleiten ruhelos darüber hin.
Aber diese Menge hier gleicht einem dunklen starren
Berge, der regungslos und stumm in einer Einsamkeit ragt.
Kein Laut wird hörbar; überall das gleiche dumpfe mo-
notone Schweigen. Und man glaubt, das Rauschen der
Todeschwüngen zu hören. Alle diese Männer ringsum
haben täglich drunten im Schachte ihr Leben aufs Spiel
gesetzt, Jahr um Jahr. Nun stehen sie hier oben, gleich-
gültig gegen den Hunger, gegen den bitteren kalten Wind
und gegen den treibenden erbarmungslosen Regen und
warten auf eine Kunde über das Schicksal der Genossen
dort unten, die nie mehr den Pidel schwingen werden. Der
Begriff der Zeit ist ihnen abhanden gekommen, ja selbst
das Gefühl. Sie wissen nur, daß sie hier stehen müssen
und warten, bis die grauenvolle Suche vorüber ist. Stun-
de um Stunde schleicht die Zeit dahin. Nichts unterbricht
die Eintönigkeit. Nichts kann ge an werden. Wenn eine
neue Rettungstruppe das Untergebäude verläßt, gibt es
ein mattes mechanisches Handbellatschen. Wenn sie dann
wiederkehren aus dem Schachte, schmutzig und ergebnis-
los, empfängt sie das gleiche tote Schweigen.



Wirkliche Ersparnis in Küche

Man verlange ausdrücklich **MAGGI'S** Würze u. weise Nachahmungen zurück!

erzielt jede Hausfrau

MAGGI'S Würze

mit dem Kreuzstern.

— Probefläschchen 10 Pfg. —

Sehr ausgiebig, deshalb sparsam verwenden.

„MAGGI'S gute, sparsame Küche“

16 Meter Damenstoff

oder 8 Mtr. Herrenstoffe u. haltbar
fertigt, wie 4 Kilo alte Wollstoffe
Strickklumpen etc. an die Wollweber
C. Schütz, Lardenbach 80
sendet. — Muster und Anfertigungs-
preise franco. — Vertreter gesucht

1. Süßrahm-Tafelbutter

direkt aus der Molkerei
viel, höchst grümt, versendet
in Postkollis mit netto 9 Ekt. zu
Mk. 13.00 franko g. Nachnahme.
Th. Keller's Nachfolger
Blücher a. d. Riss 59 (Wirtb.)

PIANOS

u. Flügel in altbewährter
Güte, IBACH-PIANOLA-
PIANOS d. h. IBACH
Pianos mit eingebautem
Klavierspielapparat, Pia-
nolas mit Th-modist und
Metrostyl, sowie Harmo-
niums, empfiehlt in reicher
Auswahl zu bequemen Be-
dingungen

Rud. Ibach Sohn
Kais. u. Königl. Hof-Flügel-
und Piano-Fabrik,
gegr. 1794

Barmen,
Neuerweg 40.

Bei Kauf, Miete, Umtausch,
Reparatur oder Stimmung
wende man sich an die
mehr als hundertjährige
Erfahrung des durch vier
Generationen bestehenden
Hauses

IBACH

Frisch gealtes
Schweine-
fleisch
(Schwein, Rücken, Bäckchen,
Schnitzfleisch, Ohren, fleischige
Flecken), keine Beikate, ver-
sendet in 10 Pfund Postkollis
zu nur Mk. 3.60. Bahnfracht
inkl. 25 u. 50 Pf. pro Pfund
24 Bg. ab hier unter Nach-
nahme. Rückgabe des retourn.
Bünd. Schieferer Dolländer
Kasse Nr. 3.20.

Heinrich Krogmann,
Notar i. Solingen 25.

Billig und gut!

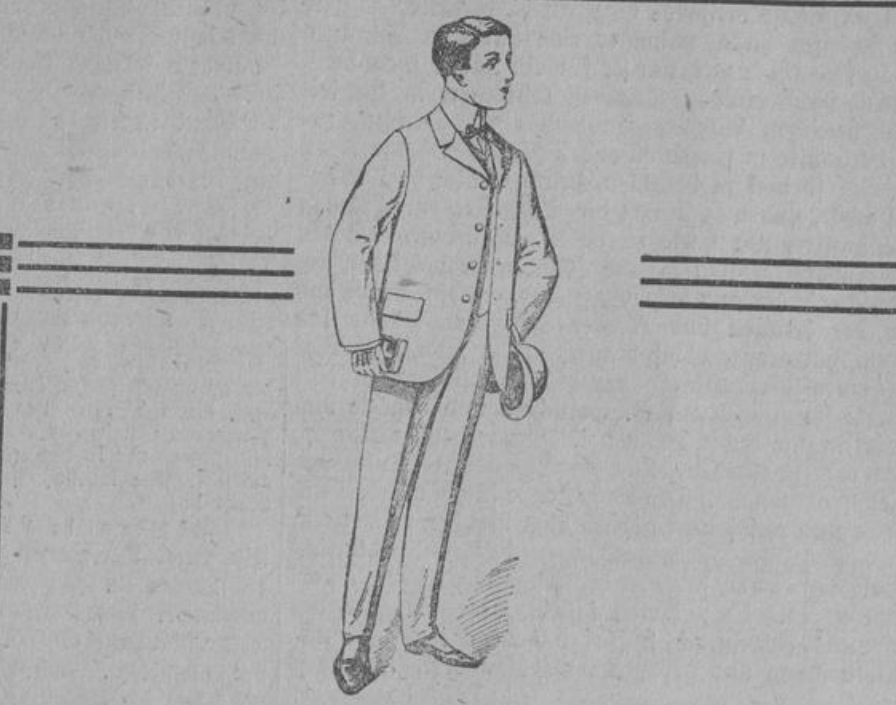
liefert die Musik-Instrumenten-Fabrik
Wolf & Comp., Klingenthal, Sa. Nr. 9
Zentr. d. Harmon.-Fabr. u. 60.000 Arb.
geg. Nachnahme. Musik-Instrum. aller
Art. Prachtkatalog, 192 S. stark, beste
Illustrationen, ca. 500 Abbild. an jeder-
mann umsonst. Garantie! Zusck-
nahme. Geld retourn. Zuscknahme an-
t. hoch begünstigte Anerkennungen.

1 großartig schönes, fast neues
Salon-Pianino, Aufb.,
1 großartig schönes, fast neues
Salon-Pianino, schwarz,
mit hochedler Tonfärbung und
modernster Ausstattung gebe
mit voller Garantie ganz billig
ab. E. Müller, Offen, Wein-
straße 109, Nähe Viehwerplatz

Doßläuse

mit Brut vernichtet radikal! Zedo-
manische Geldgeißel. Patentan-
gesch. Nr. 72198. Geruchlos, farblos.
Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen,
befördert den Haarwuchs, verhindert
Zug von Parasiten. Wichtig für
Schulkinde.

In Solingen: Alex. Pfarre,
Drog., O. Sless, Zentral-Drog.,
A. Schumacher Wwe., Drog.,
Otto Wempe, Drog.; in Dab-
hausen: O. Haas, G. Kiedauf,
Drog.; in Linden: Jul. Hill,
Drog., E. Weber, Drog.



Konfirmanden-Anzüge

schwarz Corkscrew
schwarz Kammgarn
schwarz Cheviot
schwarz Foulé
dunkelblau Cheviot
dunkelblau Foulé.

Alleerfeinste Verarbeitung.
Mark 10, 12, 15, 18, 20, 22, 23, 24, 25, 27, 28 bis 42.

C. Artmeier,
Barmen, Werterstr. 59/61 a.

Grösstes und leistungsfähigstes Spezialgeschäft der Bekleidungsbranche.

Oefen, Herde. kaufen Sie vor-
teilhaft bei
Heinrich Hildebrand,
Volmarstein.

Verlangen Sie meinen
Besuch!

Für ein Material- u. Farb-
warengeschäft wird ein
Lehrling
mit guten Schulkenntnissen ge-
sucht.
Selbstgehr. Off. u. M. N. 2180
bei die Geschäftsst. d. Btg.

Sohn ordentlicher Eltern als
**Rechnungs- u. Kassen-
Schreiber** bring
unter günstigen Bedingungen
geucht.

Arthur Moths
Schreiber,
Langenberg, Hauptstr. 61.

Bürolehrling
findet sofort oder Oftern Stell-
lung.
Selbstgehr. Off. u. M. N. 1030
bei die Geschäftsst. d. Btg.

Ein Schreinerlehrling
geucht.
W. Freund, Schreinermeister,
Solingen, Kurze 12.

Zum 1. Mai suche ich ein
erfahrenes, zuverlässiges, evgl.
Küchenmädchen
gegen hohen Lohn.

Frau Lucas Golsman,
Langenberg,
Villa Landfried.

Magenleiden!
Jedem, der an Magen-
Verdauungs- und Stuhl-
beschwerden, sowie an
Hämorrhoiden leidet,
teile ich auf Wunsch
kostenlos mit, wie zahl-
reiche Patienten von die-
sen lästigen Übeln schnell
und dauernd befreit
worden sind.

Krankenschwester
Marie in Wiesbaden B. 21.
Nikolasstr. 6, Heilanstalt

**Neueste Reform-
Jauchepumpe.**

Solide!
Zuverlässig!
Leistungsfähig!
300 Liter per Minute!
Mit geistlich geschütt.
Borrichung zur Ent-
leerung des Kolenders.
Preisliste
gratis und franko.
Weyand & Becker.
Solingen a. d. R. 60.

Epileptische, Nervöse,
verlangen Sie durch 10 Bg. Postkarte
gratis und franko die Broschüre
Car. Clodoveo Cassarini,
Bologna (Italien).

Ein Schmiedegeselle
geucht.
Lud. Brinkmann,
Herbede.

Pferdemarkt in Barmen.
Der diesjährige Frühjahrspferdemarkt wird am
Donnerstag, den 23. und Freitag, den 24. April
auf dem städt. Viehhofe hierelbst abgehalten.
Der Oberbürgermeister.

60 Millionen
Päckchen in 1907 verkauft!

Diese gewaltige Zahl ist der beste Beweis der ausge-
zeichneten Qualität. Beliebtheit der Marke „Oetker“.

Dr. Oetker's Sandtorte.
Zutaten: 250 g Butter, 200 g Zucker, 125 g Dr.
Oetker's Gustin oder bestes Stärkemehl, 125 g Weizen-
mehl, 1 Theelöffel oder 5 g Dr. Oetker's Backpulver,
4 Eier, 1 Päckchen Dr. Oetker's Vanillinzucker.
Zubereitung: Die Butter wird etwas erwärmt und
schaumig gerührt. Dann gibt man allmählich den Zucker,
das Gustin und den Vanillinzucker hinzu. Hierauf 1 Ei
und etwas Mehl (letzteres mit dem Backpulver gemischt).
Ist dieses gut verrührt, wieder 1 Ei und etwas Mehl, bis
die Eier und das Mehl verbraucht sind. Die Masse wird
in eine mit Butter ausgestrichene Form gegeben und bei
mittlerer Hitze 1-1 1/4 Stunde gebacken.

Ausnahme-Offerte! Nur gültig dem untes-
waren
noch nicht
betannt sind, ferner wie ein Probefläschchen Rasiermesser
Nummer 50 mit einer 6 Jahre Garantie zur Ueber-
zeugung der Qualität unserer Ware, der Mark 1.40
für Porto, Packung u. einleitet. (Nachnahme
20 Pfennig mehr). Reeller Wert doppelt.

Pracht-Katalog
erhält jeder gratis und
franko ohne Kauf-
preis. Der
Katalog enthält
große Aus-
wahl in Rasiermessern, Rasierbeständen, Feinmalchinen, Taschen-, Zerkleinerern und
Säbeln, Damen-, Haar- und Schneidern, Rasier- oder Gartenschneidern, Säulen,
Säbnermessern, Bier-, Schlacht-, Gemüße-, Fisch- und Viegmessern, Uhren, Uhr-
und Kalkstelen, Ringen, Portemonnaies, Bleien, Sägeblätter, Fein-
rohren, Feinblechen, Sägen und Schneidern, Fein-Instrumenten, Schmuck-
und Gebrauchsgegenständen, Kinderleichen und Spielzeugen u. s. w.

Gebrüder Bell, Gräfrath 233 bei Solingen Stahlwarenfabrik
Gegründet 1876.

Kaufmännische Schule zu Bochum.
Abteilung für Mädchen.
Das neue Schuljahr beginnt
Donnerstag, den 23. April, nachmittags 2 Uhr.
Aufgenommen werden nur solche Mädchen, die das 14.
Lebensjahr vollendet und mindestens eine Volksschule mit
gutem Erfolge durchgemacht haben.
Unterrichtsfächer: Deutsch, Französisch, Englisch,
Kaufmännisches Rechnen, Handelswissenschaften, Stenographie,
Maschinenschreiben.
Der Kursus ist zweijährig.
Der Unterricht wird an allen Wochentagen, nachmittags, erteilt.
Das Schulgeld beträgt M. 100.— jährlich, zahlbar in drei Raten.
Anmeldungen sind unter Vorlegung des Abgangszeug-
nisses der zuletzt besuchten Lehranstalt persönlich bei dem Leiter
der Anstalt, Herrn Professor Dr. Peters, am **Donnerstag,**
den 26. März, vormittags 9-12 Uhr, im Schulhaus,
Humboldtstrasse 18, zu machen.
Das Kuratorium: Frielinghaus, Kommerzienrat.



Gelegenheitskauf, verbindlich bis 20. März:
Fensterkästen, gefüllt mit frischem Waldmoos und dieses
bepflanzt mit 20 Malblumenstauden, die in dem
Moos treiben, dann knospen und blühen... **98 Pf.**
2 solcher beplanter Malblumen-Fensterkästen Mk. 1.95 —
4 Fensterkästen M. 3.80. Unter 2 St. werden nicht versandt.
Dieses Jahr sehr billig:
Blumen und Gemüse-
samen, Obstbäume, Ro-
sen, Kartoffelsaatgut,
Hauptkatalog umsonst.

M. Peterseim's
Blumengärtnerei, Erfurt.

Von der Reise zurück
Dr. Poensgen
Spezialarzt für innere
und Nervenkrankheiten.
Bochum, Kaiserstr. 12.

Suche für meine Bäderei
mit Motorbetrieb einen Sohn
achtbarer Eltern als
Lehrling,
unter günstigen Bedingungen
Aug. Nüßhaus, Solingen,
Bädermeister.

Wurze
mit dem Kreuzstern.
Pfg. —
riam verwenden.

Barmen.
markt wird am
den 24. April
alten.
rgermeister.

ionen
7 verkauft!
eweis der ausge-
Marke „Oetker“
rte.

Zucker, 125 g Dr.
hl, 125 g Weizen-
ker's Backpulver,
anillinzucker.
was erwärmt und
hlich den Zucker,
zu. Hierauf 1 Ei
pulver gemischt,
etwas Mehl, bis
Die Masse wird
gegeben und bei

gültig
dem untes
waren
noch nicht
obstl. Rastern
der Garantie zur
er Ware, der Markt
einleitet. (Nachnahme
hr.) Reiter Wert doppelt.
acht-Katalog
hält jeder gratis und
franco ohne Auf-
schlag. Der
selbst enthält
große Aus-
gaben, Kaffeemessern und
der Gartenkochen, Seilen,
Bügelmaschinen, Uhren, Uhr-
ketten, Seilwinden, Benzol-
infrarotstrahlen, Schmelz-
Schmelzmaschinen u. s. w.
en Stahlwarenfabrik
Gegründet 1876.

u Bochum.
chen.
mittags 2 Uhr.
ädchen, die das 14.
eine Volksschule mit
anzösisch, Englisch,
iten, Stenographie,
nachmittags, erteilt.
hbar in drei Raten.
des Abgangszeug-
nlich bei dem Leiter
am Donnerstag,
im Schulhause,
Kommerzienrat.

20. März:
moos und dieses
dem 98 Pf.
sten Mk. 1.95 —
nicht versandt.
ersem's
erei, Erfurt.

meine Bäcker
etrieb einen Sohn
tern als
rling,
en Bedingungen
ans, Gattungen,
rmeister.

Beilage zu Nr. 12.

Poetische Wochenplauderei.

Ein Frühlingshauch geht durch die Luft,
— Die Hausfrau merkt es an den Kohlen —
Noch spürt man nichts von Blumenduft,
Doch kann man sich den Schnupfen holen.
So im geheimen aber merkt
Ein „Nauschen“ man an allen Enden,
Ein Hoffnungsstimmer uns bestärkt:
Bald muß sich alles, alles wenden!

Bleibt man vor Modeläden stehen,
Wird aller Zweifel man behoben.
Man glaubt den Frühling kommen sehn,
Sieht man die neuen Garderoben.
Und keine Frau geht da vorbei
Ohn' jehnsuchtsvollen Blick zu senden,
Das Neue reizt, wie es auch sei,
Beim Alten läßt man's nicht bewenden.

Ich bitt' um alles in der Welt,
Sagt jetzt die Frau zu ihrem Manne,
Fast täglich bill'ger wird das Geld, —
Rein steig gefälligst in die Kanne!
Wir haben lang genug gekpart,
Jetzt aber raus die Dividenzen,
Und fort mit jeder Redensart.
Jetzt muß sich alles, alles wenden.

Auch der Beamte freut sich sehr,
Daß ihm nun höh'rer Lohn soll werden,
Doch daß die Reichskassette leer,
Macht ihm noch mancherlei Beschwerden.
Wenn Sydow wirklich wär der Mann,
Der schaffen kann mit vollen Händen,
Dann wäre man ja glücklich dran,
Dann muß sich alles, alles wenden!

Graf Hoensbrück läßt am Telefon
Sich im Gespräch nicht unterbrechen.
Er muß genau so wie der Thron
Doch ebenfalls die Taxe bleichen.
Wenn's erst zu telefonen geht,
So ohne Draht nach allen Enden,
Dann legt sich die Nervosität —
Dann muß sich alles, alles wenden!

In Belgien ist's wunderbar —
Man muß die Langmut dort bestaunen,
Die man beweist schon manches Jahr
Mit König Leopold's Launen.
Man fragt sich, wie wird dann der Streit,
Der widerliche, dort noch enden?
Gemeich, auch dort kommt schon die Zeit,
Wo sich das Blättchen eintrifft wenden.

So hat uns England lange Zeit
Vielleicht absichtlich falsch verstanden,
Vom Jaune brach es manchen Streit,
Bis wir uns schließlich dennoch fanden.
Was jetzt nun durch den Kaiserbrief
Wird ausgelöst bei allen Ständen,
Ist das Bewußtsein, was noch schlief,
Das schließlich alles sich muß wenden.

Wohin wir richten unsern Blick,
Zu jaunen giebt es allerwegen,
Denn oft genug stellt das Gesicht,
Sich unsern Wünschen stracks entgegen.
Dum mag der Frühling neuen Mut
Und neue Hoffnung fürder spenden.
Dann wird von selbst schon Vieles gut,
Dann muß sich alles, alles wenden!

Arbeit mindestens für 115 Jahre.

Die beteiligten Kreise sind in der letzten Zeit wieder eifrig an der Arbeit, um die

neue Bahnverbindung Bommern-Barmen zu bekommen, nachdem die Königl. Eisenbahndirektion zu Elberfeld sich sehr wohlwollend über das Projekt geäußert hat. Oberbürgermeister Dr. Saarmann in Witten und Landtagsabgeordneter Westermann in Lütgendortmund haben in anerkennenswerter Weise für das Projekt gearbeitet; ebenso die Landtagsabgeordneten des Kreises Hagen mitamt der Sagerer Handelskammer und es ist nach neuerlichen Informationen sehr wahrscheinlich, daß die Eisenbahnbehörde der wirtschaftlich bedrängten Gegend zu Hilfe kommt, die durch Stilllegen der Zeche Bommernbank viel Einbuße erlitten hat. Es stehen in dem Bezirke der Kemter Volmarstein, Sprochhövel, Haglinghausen usw., sowie in dem der Zeche ver. Trappe, Deutschland, Stod und Scherenberg nicht weniger als 21 Millionen Kubikmeter = 840 Millionen Zentner Sandsteine, sowie 530 Millionen Zentner Kohlen- und Eisenstein an, sowie im Süden nicht unbedeutende Mengen Kalk- und Sandsteinablagerrungen. Der Gesamtbestand an nutzbaren Mineralien beträgt also 1420 836 000 Zentner. Bei einer Förderung von täglich 30 000 Zentnern aus den genannten drei Gruben und 10 000 Zentner Sandstein für einen Tag = 12 000 000 Zentner für ein Jahr, wäre der Gesamtbestand erst in 115 Jahren ausgebeutet. Der Betrieb auf Eisenstein ist seit etwa Jahresfrist wieder aufgenommen. Sobald die neue Eisenbahnstrecke fertig ist, wird sich der Verkehr in jenem Bezirke wieder gewaltig heben, da noch eine Menge kleinerer Zechen mit ihren vorzüglichen Lagerstätten dann in Angriff genommen werden. Gerade die Lagerstätte wird immer seltener und ist sehr gesucht; sie tritt auch zumeist nur auf der linken Seite der Ruhr bei Witten, Herbede, Gattungen auf. Wenn hier die vielen kleinen Zechen zu größeren Be-

trieben vereinigt werden, so wird ein guter Gewinn sicherlich dabei herauskommen. Einen großen Kohlenreichtum birgt die Zeche St. Josef in Dürholz, die in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts eröffnet, später aber von der Dortmunder Handelsbank angekauft wurde. Man hat den Kohlenreichtum dieser Zeche auf 7 Millionen Zentner berechnet und zwar gute Stückkohle, die auch in dem marktscheidenden Felde Spill in einem noch größeren Quantum ansteht. Wenn also einerseits die wirtschaftliche Lage und Bedeutung für den Bahnbau spricht, so ist es, wie dem „E. G. M.“ aus Witten geschrieben wird, andererseits die technische Frage. Bekanntlich ist die Strecke Dortmund-Witten-Essen erheblich überlastet und erfordert dringend Abhilfe, was aber nur durch die neue Strecke gelöst werden kann, die noch den Vorteil bietet, daß sie den Weg von Witten nach Barmen um 20 Kilometer abkürzt. Alle diese Umstände sind wichtig genug, um den Bahnbau zu beschleunigen.

Von Kaiser Friedrich.

Einige wenig bekannte Erinnerungen an Kaiser Friedrich erzählt Professor Otto Wangemann aus Charlottenburg im „Bundesboten“, dem von Pastor Ritter herausgegebenen Blatte des Ostdeutschen Jünglingsbundes. In diesen Tagen jährt sich ja wieder die trübe Zeit, da der leidende Kaiser vom sonnigen Mittelmeer nach Berlin an die Bahre seines Vaters eilen mußte. Professor Wangemann berichtet nun aus eigener Erinnerung: Jeden Sonntag wurde in der Schloßkirche Gottesdienst für den kranken Kaiser abgehalten, obgleich die Ärzte stets davon abrieten und den Gottesdienst für gefährlich hielten; nur einmal fiel er aus. Vom Anfang bis Ende wohnte der kranke Kaiser dem Gottesdienst stehend bei. Als Organist der Luisenkirche in Charlottenburg hatte ich bei diesen Gottesdiensten die Orgel in der Schloßkirche zu spielen. Kaiser Friedrich bestimmte den Predigt-Text und wieder selbst; seine Lieblingslieder „Befiehl du deine Wege“, „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, „Was Gott tut, das ist wohlgetan“, „Wenn ich einmal soll scheiden“, wurden mit Vorliebe gesungen. Es war an einem Mittwoch, als ich von dem Kaiserin Augusta-Gymnasium ins Schloß gerufen wurde. Ich ging auf die Orgel. Kaiser Friedrich wurde auf einem Lehnstuhl in die Kapelle hineingerollt und ich mußte ihm sein Lieblingslied aus dem „Messias“ von Händel vorspielen, der Kaiser sah mit gefalteten Händen da. Ein großer Ehrentag war noch in dieser Zeit die Hochzeit des Prinzen Heinrich, welche ebenfalls in der Schloßkapelle stattfand, und welcher nicht nur die Königin Viktoria von England, sondern noch andere hohe Fürstinnen und Fürsten beiwohnten; auch bei dieser längeren Feier stand der große Dulder in voller Generalsuniform von Anfang bis Ende! — Welch große Willensstärke gehörte bei dem Kaiser dazu, um dies bei dem vorgeschrittenen Leiden ausführen zu können! Zehn Tage vor seiner Abreise nach dem Neuen Palais wurde ein Gottesdienst anberaumt, der noch besonders in meiner Erinnerung steht, denn nur Kaiser Friedrich und sein alter Lehrer Perleus waren anwesend. Gesungen wurde das Lied: „Was Gott tut, das ist wohlgetan“, gepredigt über den Text: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft“. Der Gottesdienst war kurz, die Atemnot des Kaisers sehr stark. Sowohl der Geistliche den Segen gesprochen hatte, trat Kaiser Friedrich in die Mitte der Schloßkapelle und winkte seinen alten Lehrer zu sich heran, umarmte ihn lange und nahm Abschied von ihm. Dieser Augenblick war so ergreifend, daß kein Auge bei den wenigen Anwesenden trocken blieb. Der ergreifende Abschied des Kaisers von seinem Erzieher zeigt uns den duldbaren frommen Heldenkaiser in seiner ganzen Seelengröße und beweist mehr wie alles andere sein reiches, tiefes Gemüt. Bald darauf verließ Kaiser Friedrich das Schloß auf dem Wasserwege an Bord der Yacht „Alexandra“.

Ein tragisches Schicksal.

Von der 30 Meter hohen Großhesseloher Eisenbahnbrücke, die bei München die beiden schlauchartigen Hochufer der Isar verbindet, hat sich der 57 Jahre alte Realschullehrer a. D. Ferdinand Rheude zu Tode gestürzt. Der Unglückliche, ein geborener Pfälzer, erhielt nach glänzendem Examen seine erste Anstellung 1883 an der sechsstufigen Realschule zu Freising als Lehrer für Mathematik und Physik. Der ausgezeichnete junge Gelehrte erwarb sich die Herzen seiner Schüler und aller, die mit ihm in Berührung kamen, im Fluge. Vom Wintersemester 1885 an wurde ihm auch der Unterricht in der darstellenden Geometrie probeweise übertragen. Der Erfolg blieb auch hier nicht aus: die damalige Oberklasse leistete durchaus Tüchtiges. Leider war Rheude aber schon Jahre vorher von einem Ohrenleiden befallen worden, das seine Schwerhörigkeit und damit seine Nervosität immer mehr steigerte, bis endlich die Katastrophe eintrat, die seiner Lehrertätigkeit ein jähes Ende bereite. Nachdem die vom Ministerium für das damalige Abiturienten-Examen gestellte Aufgabe bekannt gegeben war, machte der unglückliche Lehrer sich mit fieberhafter Eile an die Lösung und wartete sodann auf die Einlieferung der vollendeten Arbeiten seitens seiner Schüler. Schon die erste Aufgabe wies er, „als falsch gelöst“ zurück, und nach ihr alle anderen. Das Resultat des Examins war also nach seiner Meinung das denkbar schlechteste. Leider stellte sich später heraus, daß die Lösung der Schüler richtig, dagegen die des Lehrers falsch war. Diese für ihn furchtbare Täuschung glaubte er nicht überleben zu können. Gegen Mitternacht des gleichen Tages fand ihn seine Hauswirtin mit durchschnittenen Pulsadern in seinem Zimmer. Den herbeigerufenen Metzger gelang es zwar, das Leben im letzten Augenblick noch zu retten, aber Rheude war und blieb ein gebrochener Mann. Das ist nun schon so viele Jahr, und in völliger Zurückgezogenheit lebte der fast vollständig taube Mann in München, bis er jetzt auf so furchtbare Weise endete.

Auf das Krüppelend

Ist die Deffentlichkeit erst in neuerer Zeit aufmerksam geworden. Wie riesig groß ist es doch! Nach ziemlich genauer Berechnung giebt es in Deutschland etwa eine halbe Million Krüppel. Diese fallen meist der Armenpflege anheim oder sie verlegen sich auf den Bettel und tragen ihr Gebrechen auf der Straße oder gar auf dem Jahrmarkt zur Schau. Ist es da zu verwundern, wenn solche armen Geschöpfe vielfach boshaft und verstoßt werden oder gar auf sittliche Abwege geraten!

Auch diesen Elenden hat jetzt endlich die Stunde der Hilfe geschlagen. In Deutschland ist eine mächtige Bewegung zur Fürsorge von Krüppeln entstanden. Das erste Heim, welches in Westfalen der planmäßigen Heilung, dem Volksschulunterricht, der Berufsausbildung sowie der Pflege von Krüppeln sich widmet, entstand vor 3 1/2 Jahren in Volmarstein.

Es ist eine Freude, zu sehen, wie sich diese für 100 Pflinglinge eingerichtete Anstalt entwickelt. Was überhaupt geschehen kann, um die Krüppel körperlich und geistig zu heben, geschieht mit Liebe und Verständnis. J. B. arbeiten in Werkstätten, die immer wieder zu klein werden, gegen 20 Krüppelheime unter tüchtigen Meistern, um später tüchtige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden, denn erfahrungsgemäß kann ein Drittel der Krüppel so ausgebildet werden, daß sie später wirtschaftlich selbständig sind, ein weiteres Drittel wird teilweise erwerbsfähig, der Rest muß wegen allzu großer Gebrechlichkeit oder wegen Schwachsinns für immer in einer Anstalt bleiben.

Das Krüppelheim in Volmarstein, welches den Namen Johanna-Helenen-Heim trägt, nimmt auch sonstige Kranke und Elende ohne Unterschied der Konfession auf.

Niemand wird nur um des Geldes willen zurückgewiesen, da die Anstaltsverwaltung der frohen Hoffnung lebt, daß die für das Heim in Volmarstein so oft angeregte und vielfach bewährte Liebe auch in Zukunft nicht versagen wird.

Ueber primitive Jagdarten in Marokko

Schreibt ein Reisender in der bekannten naturwissenschaftlichen Zeitschrift „Cosmos“: Oft habe ich während meiner dreijährigen Reisen im Innern Marokkos die verblüffende Geschicklichkeit und Treffsicherheit der Eingeborenen im Steinwerfen zu bewundern Gelegenheit gehabt; das Steinigen ist ja dort auch heute noch wie in biblischen Zeiten eine beliebte Form der Lynchjustiz. Aber auch auf der Jagd weiß der Araber von dieser Fertigkeit geschickt Gebrauch zu machen. Wenn meine Leute an einen mit Steingeröll bedeckten Hang kamen, wo die Gegenwart der ihres zarten Wildbreits halber auch von den Eingeborenen geschätzten Steinhühner zu vermuten stand, ließen sie oft in einer aufgelösten „Schützenkette“ — jeder mit ein paar faustgroßen Steinen versehen — unter lautem Schreien vorwärts, um so die Hühner aufzuscheuchen, und es glückte ihnen gar nicht selten, diese schwerfälligen Flieger durch einen wohlgezielten Steinwurf herabzuholen. Bei dem hohen Preise des Pulvers ersieht man ein so kleines Wild überhaupt keinen Schuß Pulver wert. Die meisten Steinhühner werden daher in mit Weizenkörnern gefüllten Fangkörben erbeutet und kommen so lebend auf den Markt. Einmal brachten meine Leute, als wir einen Tagemarsch südlich von Mazagan eben unsere Zelte in der Nähe einer Quelle aufgeschlagen hatten, sogar einen zur Tränke schlückenden Fuchs mit Steinwürfen zur Strecke. Mit ähnlicher Geschicklichkeit wissen manche Araber auch ihre oben knüppelartig verdickten Stöcke zu gebrauchen, die sie nach Art der australischen Bumerangs durch die Luft schleudern, freilich, ohne daß die Waffe in die Hand ihres Besitzers zurückkehrt.

Ein Schiffsbruch durch einen Meteor.

Die Botschaft von einem Schiffsbruch, der selbst die ausschweifendste Phantasie eines Abenteuerdichters in den Schatten stellt, ist soeben in Queenstown eingetroffen. Es handelt sich um das 1469 Tonnen große Seeschiff „Eclipse“, das sich auf der Reise von New Castle nach San Francisco befand. Nach 85tägiger Fahrt brach ein furchtbarer Orkan herein, Blitz auf Blitz folgte und das Rollen des Donners mischte sich mit dem Brausen des Sturmes zu grausiger Melodie. Plötzlich stürzte ein Meteorit auf den vorderen Mast, schleuderte ihn zerschmettert auf das Deck und erschütterte das ganze Schiff mit einem furchtbaren Ruck. Der Meteorit war durch das Vorderende des Schiffes hindurchgegangen, hatte dasselbe glatt durchgeschlagen, und war dann mit den Wogen verschwunden. Durch das Loch drang sofort Wasser in die Schiffsräume, eilends wurden die Pumpen in Arbeit gesetzt und vier Tage lang kämpften die Seeleute Tag und Nacht gegen den Untergang. Aber alle Versuche scheiterten, es war unmöglich, das Schiff länger über Wasser zu halten, und schließlich gab Kapitän Lassen den Befehl, die Boote zu bemanen und das verlorene Fahrzeug zu verlassen. Kurz danach sahen die Flüchtlinge in dem offenen Boote, wie die „Eclipse“ unterging. 15 Tage lang verbrachte die Mannschaft unter glühender Sonne in den kleinen Booten, zwei Biskuits und einen Schluck Wasser waren ihre einzigen täglichen Nahrungsmittel, und schließlich waren auch die letzten Vorräte verzehrt und Hunger und Schwäche forderten ihre Opfer. Drei der Matrosen starben, wurden über Bord geworfen und sofort von den Haifischen, die die Boote getreulich Tag und Nacht begleiteten, verschlungen. 900 Seemeilen war die Stelle des Unterganges der „Eclipse“ von dem nächsten Lande, den Sandwich-Inseln, entfernt, aber mit dem Mut der Verzweiflung ruderten die Schiffsbrüchigen ihren Kurs und schließlich gelang es ihnen auch, in völlig erschöpftem Zu-

Hande eine der Inseln zu erreichen, wo die kraftlosen Männer sofort ins Hospital gebracht wurden, bis ihre Ueberführung nach Honolulu möglich wurde.

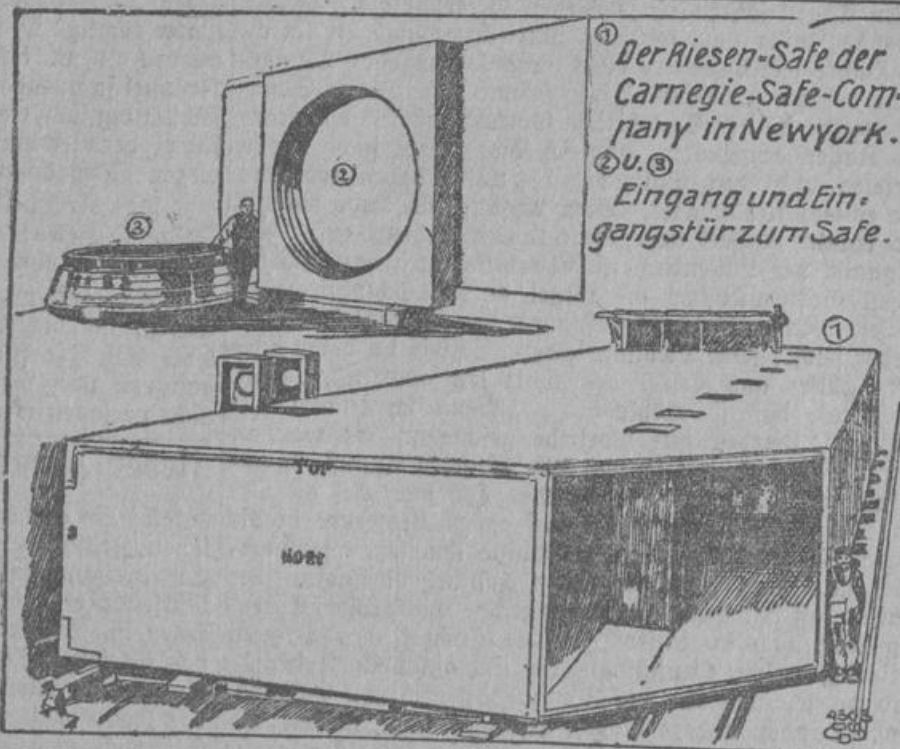
Ein entsetzliches Automobilunglück.

Es wird aus Turin gemeldet: „Es war Mitternacht, und ich stand, so erzählt ein Augenzeuge, plaudernd mit einem Freunde in Erwartung der Trambahn auf der Piazza dello Statuto, als plötzlich von der Via Rivoli her ein nicht allzu schnellem Tempo ein Automobil nahte. Wir beachteten es nicht weiter, aber gleich darauf hörten wir einen starken Schlag, wie mit einem Hammer auf eine Eisenplatte geführt, darauf einen kurzen Knall, noch einen dumpfen Knall, und dann nichts mehr. Wir liefen zum Bahnübergange und sahen im Halbdunkel das Automobil zerschmettert unter uns auf dem Bahndamm liegen. Von den Insassen keine Spur. Doch, unter der dunklen Masse ragt eine Hand hervor, welche krampfhaft im Ries des Bahndammes wühlt. Und eine Stimme, nur eine, dumpf und stöhnend, wie die eines Sterbenden. Hinuntersteigen, Rettung bringen, war unmöglich. Dazu waren die Mauern zu hoch. Mein Freund lief zum Bahnhof der Porta Susa um Hilfe, und um zu verhindern, daß Eisenbahnzüge abgelassen würden, und das Unglück noch vermehrten. In der Tat wurde so noch rechtzeitig der wenige Minuten später abfahrende Mailänder Zug

angehalten! Ich blieb allein zurück. Endlich kamen andere Passanten, und so konnte die Feuerwehr, die Polizei, usw. benachrichtigt werden. Unter dem Wagen wurden 7 Personen, 3 Damen und 4 Herren, hervorgezogen. Eine Dame war bereits tot, eine andere starb während des Transports und die dritte, sowie die Herren, waren alle sehr schwer verletzt. Nur einer war imstande, im Krankenhause Aussagen zu machen. Die Gesellschaft bestand aus den Brüdern Castagnino, reichen Exporthändlern aus Genoa und Roman del Sel aus Buenos Aires, die in Begleitung von drei Damen der eleganten Halbwelt eine Vergnügungstour nach Frankreich unternahmen wollten, nachdem sie bereits gemeinsam fast den ganzen Erdball bis nach Japan bereist hatten. Nach Lage des Automobils muß dieses, nachdem es das Brückengeländer durchbrochen hat, sich beim Absturz von der 8 Meter hohen Straßenbrücke überschlagen haben. Es stand mit den Vorderrädern gegen die Brücke gerichtet, und die Verunglückten lagen sämtlich unter ihm. Es muß also angenommen werden, daß das offene Automobil beim Ueberfahren der Brücke auf den Bahndamm geschleudert hat und dann ihnen nachgestürzt ist. Die Herren hatten in der Dunkelheit geglaubt, in eine Straße einzuliegen, waren aber plötzlich des Geländers und mit Schrecken dahinter der Leere gewahr geworden. Im nächsten Augenblick war auch schon das Geländer durchbrochen und sie stürzten in die Tiefe.

Ein Riesengelbschrank.

Amerika ist uns, von der alten Welt, wieder einmal über. Denn so stolz wir auch auf die Riesengelbschränke unserer großen deutschen Bankhäuser sein können, mit dem Mo Strum, das kürzlich für die Carnegie-Safe-Deposit-Company in New-York angefertigt worden ist, können sie sich nicht messen. Der Eingang in diesen Stahlschrank dürfte selbst den gewiegtesten Gelbschrankmachern unmöglich sein. Die Panzerplattenwände dieses Tresors sind über einen Meter dick und inwendig noch durch eine ebenfalls einen Meter starke Wand von schlechten Wärmeleitern geschützt, so daß also auch nicht einmal Hitze den 50 000 Tälern Schaden kann, welche in diesem Eisenblock untergebracht sind. Wir bringen unseren Lesern heute die entsprechenden Abbildungen.



Der alte Titel „Bauer“.

Das bairische Bezirksamt Kaufbeuren erläßt in seinem Amtsblatt Nr. 8 folgende Anregung: Es ist eine bedauerliche Erscheinung, daß in unserer Zeit alte, schöne und treffende Standesbezeichnungen mehr und mehr abkommen und dafür nichtsagende, wenn auch großartig klingende Benennungen sich einschleichen. So ist es neuerdings immer mehr Mode geworden, daß sich der Bauer „Defonon“ (ein griechisches Wort) oder „Gutsbesitzer“ nennt, als ob er sich seines schönen Ehrennamens „Bauer“ schämen wollte. Der Bauer bäckt das Brot und heißt deshalb Bäcker, der Müller mahlt das Getreide und heißt Müller, der Schuster heißt so, weil er Schuhe macht, der Schreiner, weil er Schreine, Schränke usw. verfertigt. Das ist vernünftig und recht. Derjenige aber, dessen Arbeit so wichtig für die Menschheit ist, weil er das Feld bebaut und die Früchte des Feldes für sich und seine Nebenmenschen einheimet, will nicht Bauer heißen, sondern Defonon, d. i. auf deutsch Wirtschaftler oder Gutsbesitzer. Was sagt aber das Wort „Wirtschaftler“? Sehr wenig. Wirtschaftler ist ein jeder, und wenn er ein noch so kleines Besitztum oder Hauswesen hat. Und ist vielleicht „Besitzer eines Gutes“ zu sein besser und ehrenvoller, als Bauer zu sein? Ein „Gutler“ ist auch Besitzer eines „Gutes“, wenn auch eines kleinen, und es ist doch wahrhaftig viel nichtsagennder, etwa bloß zu besitzen als etwas zu tun. Mich freut jeder, der sich ehrlich und einfach Bauer nennt, und er darf überzeugt sein, daß bei den dem bauerlichen Beruf nicht angehörenden Ständen der Titel „Bauer“ mehr Ansehen genießt als die anderen beliebten neumodischen Benennungen. Wie auf dem Lande die alte schöne Bauweise erhalten und gepflegt werden soll, so soll man auch dem Namen „Bauer“ die Ehre lassen und keine neumodischen hohlen Titel einführen. Die Herren Bürgermeister erlaube ich, von dieser wohlgemeinten Anregung ihre Mitbürger geeignet zu veranlassen.

Die meistverheiratete Frau der Welt.

Ist unzweifelhaft eine als Verbannte in Sibirien lebende Russin, die 16 Ehemänner, einen nach dem andern, hat sitzen lassen. Diese „Dame“ war in ihrer Jugend wunderbar schön und hatte so hervorragende Fähigkeiten, daß man ihr eine große Zukunft prophezeite. Die Zahl ihrer Anbeter war sehr groß. Sie verheiratete sich sehr früh, ließ ihrem Mann aber bald davon und ließ sich ohne weiteres von einem anderen freien. Auch diesem brannte sie nach wenigen Monaten um eines Dritten willen durch, und so ging es weiter, bis sie eines Tages wegen Vielmannerei nach Sibirien geschickt werden sollte. Auf dem Wege zu diesen unwirtlichen Gegenden geschah es, daß sich ihr Aufseher in sie verliebte und von einem ahnungslosen Geistlichen die Trauung vornehmen ließ. Dann entfloß der pflichtvergessene Beamte mit ihr nach Konstantinopel, wo ihn aber nach kurzer Zeit daselbe Schicksal traf, wie sein Vorgänger. Die schöne Russin wurde später in Moskau erkannt, festgenommen und zum zweiten Male nach Sibirien befördert. Zum zweiten Male verbandelte sich ihr Aufseher

in ihren Sklaven, heiratete sie und wurde verlassen. Erst in ihrem 16. Gatten fand die Flatterhafte ihren Meister. Als dieser ihre Vergangenheit erfuhr, ließ er sie verhaften.

Die Eintrittsporten des Todes.

Wenn jemand die Nachricht erhält, daß ein Freund oder Bekannter gestorben ist, so lautet die erste Frage gewöhnlich, woran ist er gestorben? Es gibt nun zahlreiche Todesursachen, mittelbare und unmittelbare, direkte und indirekte. Beim Ueberleben eines Menschen wirken verschiedene Umstände mit, aber in erster Linie lassen sich alle Todesursachen auf wenige Grundursachen zurückführen, vor allem auf den Mangel an Sauerstoff. Wie das Feuer erlischt, wenn der Sauerstoff fehlt, so erlischt auch das Leben, wenn dem Körper nicht mehr genug Sauerstoff zur Verfügung steht. Der Bedarf der einzelnen Gewebe an Sauerstoff ist aber verschieden, daher sterben nicht alle gleichzeitig und gleichmäßig ab, aber für das Gesamtleben muß eine bestimmte Menge von Sauerstoff zur Verfügung stehen, ist dies nicht der Fall, dann tritt der Tod ein. Der Mangel an Sauerstoff kann nur beruhen auf der ungenügenden Zahl der Sauerstoffträger im Blut, auf ungenügender Verteilung dieser im Körper infolge von Gefäßstörungen, auf ungenügender Erneuerung des verbrauchten Sauerstoffes in der Lunge infolge von Störungen der Atmung endlich auf ungenügender Leistung der nervösen Zentralorgane, welche die Tätigkeit des Herzens und der Lunge beherrschen. Das sind nach Professor Orth die vier Eintrittsporten des Todes, von welchen schon die alten Ärzte gesprochen haben. Der Tod vom Blut aus kann erfolgen bei Erkrankungen des Blutes, bei Rohlenblutvergiftungen, wenn die roten Blutkörperchen unfähig gemacht werden, als Sauerstoffträger zu dienen. Wenn die Abnahme der Zahl der roten Blutkörperchen stattgefunden hat, dann ist doch bei eingetretenerm Tode ist, daß der Tod ausbleiben kann, wenn man durch Einspritzung von Kochsalzlösung Herz und Gefäße wieder füllt und damit den Blutdruck hebt. Die Lähmung der nervösen Zentralorgane ist eigentlich nur eine indirekte Todesursache, indem durch sie die Herzstätigkeit und die Lungenstätigkeit gehindert werden, daher gibt es schließlich nur zwei Haupteintrittsporten des Todes: das Herz und die Lunge, wobei im ersten Falle der Tod an Lähmung, im zweiten an Erstichung eintritt. Während man früher die Lunge als Hauptort des Todes betrachtete, nimmt man jetzt an, daß der Tod meist an Herzschwäche oder Herzlähmung erfolgt.

Allerlei.

Kronprinz Wilhelm hat seinen die Basewalder Kürassiere besucht. Als der Kronprinz Rittmeister dienste tat, legte er die Uniform des Kürassierregiments „Rönnin“ in Basewall in Pommern an. Bekannt ist, daß die Kaiserin, wenn sie bei Paraden zu Pferde erscheint, gleichfalls die Basewalder Kürassieruniform trägt und daß Kaiser Friedrich eine ganz besondere Vorliebe für diese schmale Uniform hatte. Fast alle Bilder aus der Kronprinzenzeit stellen „unseren Fritz“ als Basewalder Kürassier dar. Und als er schon dem Tode nahe war und den Besuch seines Freundes, des Königs Oskar von Schweden, erhielt, ließ er sich diese Uniform anziehen, die seine Gestalt so recht zur Geltung brachte. Gerade wie wir Bismarck in der Halbrüst der Kürassieruniform zu sehen gewohnt waren.

Aus einer sozialdemokratischen Schlägerei. In Louna in Sachsen wurde die Schlägerei des sozialdemokratischen Leitungs unterliegenden Produzenten-

Arbeitsvereins polizeilich geschlossen. Es wurden ungläubliche Zustände aufgedeckt. Im Pödelbrauen lag dem Berl. Tagbl. zufolge verfaultes Pödelfleisch, das einen pestenzartigen Geruch verbreitete. Die Polizei beschlagnahmte fast den gesamten Fleischvorrat, etwa 15 Zentner.

Selbstmord eines Gardeoffiziers. In Potsdam erschoss sich der Leutnant im 1. Garderegiment zu Fuß v. Plätsow, der krankheitshalber beurlaubt war und den Abschied nehmen zu müssen glaubte, weil sich seine Krankheit nicht besserte. Leutnant Friedrich v. Plätsow zählte 26 Jahre und war ein Sohn des kaiserlichen Flügeladjutanten und Kommandeurs des Manenregiments Obersten v. Plätsow.

Folgeschwere Züchtigung. In einer Bürgerschule in Lindau wurde die 10 Jahre alte Tochter des Maurers Carl von der Lehrerin am Ohr gezogen und am Kinn gedrückt, weil das Kind einige Antworten schuldig geblieben war. Zwei Stunden später wurde das Kind frant und mußte nach Hause geschickt werden. Ein Arzt stellte den Bruch einer Ader und einen Bluterguß ins Gehirn fest. Am Abend starb das Kind.

Ueber einen unheimlichen Vorfall wird aus Halle a. d. Saale berichtet: Ein Unbekannter klopfte nachts den Wirt vom „Hofen Haus“ bei Korfitz heraus. Als der Wirt die Türen öffnete, wurde er durch zwei Hintenschüsse getötet. Am Tatort wurde ein Zettel gefunden, dessen Inhalt besagt, daß noch andere das Schicksal des Wirts teilen sollen. Dem Ansehen nach ist der Mörder geistesgestört.

Surgeon de l'Uten sind das neueste Erzeugnis der Genfer Uhrenindustrie. Durch Verbindung von Phonograph und Chronometer sprechen diese Uhren, wie man der Tagl. Rundsch. aus der Schweiz schreibt, die Stunden- und Halbstunden-Zahl mit deutlicher Stimme: „Es ist halb zwölf“, „Es ist Mittag!“ usw.

Der Chervertrag des Kaisers von China ist in den Besitz eines Süddeutschen gelangt und der chinesischen Gesandtschaft in Berlin angeboten worden. Die Gesandtschaft hat die Hilfe des deutschen Auswärtigen Amtes angelerufen, weil sie vermutet, daß der Kontrakt entwendet worden ist. Der Süddeutsche, der nicht sagt, woher er den Kontrakt hat, ist zwar nicht direkt mit Geldforderungen hervorgetreten, hat aber nach dem Berl. Bot.-Anz. angedeutet, daß ihm der Erwerb große Mühe und Kosten verursacht habe. Der Kontrakt ist auf Seide geschrieben und trägt das Datum 23. Februar 1889, den Hochzeitsstag des Kaisers von China.

Bücherkran.

Die Opfer des Krieges einst und jetzt vergleicht der österreichische Generalstabshauptmann Hugo Kerschname im Märzheft von Velhagen u. Klafings Monatsheften und kommt auf Grund reichen statistischen Materials — ganz entgegen der landläufigen Meinung — zu dem Schluß: daß die Kriege der Gegenwart trotz der größeren Streiterzahl und der größeren Zahl von Zusammenstößen bei weitem nicht so blutig verlaufen wie die der Vergangenheit. Die Russen, so führt er aus, verloren in dem eben beendeten 18monatigen Kriege ihren letzten offiziellen Angaben nach zu Lande rund 207 000 Mann an Toten und Verwundeten, die Japaner nach den höchsten Angaben 218 000 Mann. Nun, die Zahlen nehmen sich ja sehr schrecklich aus — aber der nur siebenmonatige Feldzug von 1870/71 kostete den Deutschen 130 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gestorbenen, den Franzosen 285 000 (Minimum). Aber das war ein Bewegungskrieg, der jegliche ein Positionskrieg. Im Krimkrieg, in dem die Verhältnisse jenen des ostasiatischen Feldzuges ähnlicher waren, bühten die Russen etwa 250 000, die Alliierten (inkl. Türken) an 300 000 Mann während eines Zeitraumes von 27 Monaten ein. Aber alle diese Verluste sind trotz ihrer Größe fast ein Kinderspiel gegen jene der napoleonischen Epoche oder gar gegen die Opfer des Dreißigjährigen Krieges. Den ganzen Verhältnissen nach, ebenso auch nach Größe und Zusammenfassung der Heere, kommt die Feldzugsperiode 1812—15 den modernen Verhältnissen am nächsten. Der Feldzug 1812 allein kostete Frankreich nachgewiesenermaßen 550 000 Mann, jener 1813 in Deutschland etwa 540 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen der Feldarmee, jener 1814 schätzungsweise etwa 50 000 Mann. Von dieser Summe von 1 140 000 Mann sind 150 000 Mann abzurechnen, die Ende 1814 aus der Gefangenenschaft zurückkehrten, hingegen etwa 45 000 Mann hinzu zu zählen, welche die in Deutschland zurückgelassenen Festungsbesatzungen einbühten, und 500 000 Mann, die der Feldzug in Spanien und Italien kostete, ferner etwa 50 000 Mann als Verlust des Feldzuges 1815. Macht zusammen rund 1 700 000 Mann für vier Jahre auf etwa 40 bis 41 Millionen Einwohner, die Frankreich damals einschließlich der baltischen Provinzen und Influsie der deutschen und italienischen Departements zählte! Rußland kostete die Kriegszeit von 1812—14 (inkl. Türkenkrieg) mindestens eine Million Menschen. Oesterreich hatte 1812 etwa 25 000, 1813—14 in Deutschland etwa 58 000 Mann, in Italien rund 15 000 Mann vor dem Feinde verloren, 1815 deren 12 500, eingerechnet der infolge Krankheit verstorbenen 30 000 Mann, zusammen rund 110 000 Mann. Ueber Preußen existiert keine derartige Zusammenstellung. Nach den Verlusten der österreichischen Truppen, nach der Größe der von Preußen aufgestellten Streitkräfte geschätzt und der Zahl der Gefallenen, an denen preussische Truppen beteiligt waren, muß deren Verlust mindestens 120 000 bis 130 000 Mann betragen haben. Die vier Hauptbeteiligten an diesem Riesentampfe bühten allein nahezu 3 000 000 Mann Soldaten ein. Hierzu kämen noch die Verluste der Zivilbevölkerung infolge der Kriegsepidemien, die Verluste der Rheinbundstruppen — deren Kontingente 1812 fast ganz, 1813 zum großen Teile aufgerieben worden waren und die 1814 dennoch wieder auf dem Plan erschienen — die Verluste der Italiener, Spanier, Dänen, Schweden, Engländer (der blutige Feldzug in Spanien, 1815 Waterloo!) — was sind gegen diese Opfer jene des mandchurischen Feldzuges! Und damals stand Europa am Ausgang einer zwei Jahrzehnte langen Periode blutiger Kriege, während Rußland und Japan lange Friedensperioden hinter sich hatten. Dabei zählten die an dem zitierten 3 000 000-Verlust beteiligten Staaten damals weniger Einwohner als heute Rußland und Japan zusammen genommen. Und was bedeuten nun gar die Opfer der Periode der Befreiungskriege gegen die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges, der allein Deutschlands Bevölkerung von 24 Millionen auf kaum fünf Millionen reduzierte. Also blutiger werden die Kriege gewiß nicht.

Wenn sie erfuhr, daß sie 400 Kronen auf der Bank haben, hätte sie...

wurden ungläubliche
lag dem Berl. Tgbl.
n pestilenzartigen Ge-
mitte fast den gesamten

figiers. In Pots-
arderegiment zu Fuß
abt war und den Ab-
seine Krankheit nicht
zählte 26 Jahre und
tanten und Komman-
Blüthom.

In einer Bürger-
te Tochter des Mau-
ezogen und am Rinn-
ten schuldig geblieben
ind krank und makte
ellte den Bruch einer
est. Am Abend starb

Vorfall wird aus
anther Kloppe nachts
ig heraus. Als der
ch zwei Mäntelchen
gefunden, dessen In-
al des Wirts teilen
er geistigstört.

eneite Ereignis der
von Phonograph
wie man der Tgbl.
Stunden und Halb-
Es ist halb zwölf!

rs von China ist
und der chinesischen
den. Die Gesund-
artigen Wnts ange-
it entwendet worden
er er den Kontrakt
rungen hervorgeze-
z. angedeutet, daß
ten verurteilt habe.
nd trägt das Datum
Kaisers von China.

ft und jetzt ver-
tmann Hugo Kersch-
sings Monatsheften
aterials — ganz
u dem Schluss: daß
öheren Streiterzahl
zen bei weitem nicht
enheit. Die Russen,
ndeten 18monatigen
nach zu Lande rund
eten, die Japaner
m. Nun, die Zah-
ber der nur sieben-
Deutschen 130 000
oben, den Fran-
ar ein Bewegungs-
rimkrieg, in dem
eldzuges ähnlicher
die Militierten (inkl.
s Zeitraumes von
ste sind trotz ihrer
der napoleonischen
eibjährligen Krie-
o auch nach Größe
eldzugesperiode
ächsten. Der Feld-
enermaßen 550 000
400 000 Mann an
eldarmee, jener
on dieser Summe
abzurechnen, die
Aehren, hingegen
die in Deutschland
ten, und 500 000
d Italien kostete,
eldzuges 1815.
r vier Jahre auf
ie Frankreich da-
en und inklusive
nts zählte! Ruß-
14 (inkl. Türken-
Serbien hatte
nd etwa 58 000
dem Feinde ver-
insolge Krankheit
110 000 Mann.

Zusammenstellung.
ppen, nach der
eiträfte geschätzt
epische Truppen
ens 120 000 bis
auptbeteiligten
3 000 000 Mann
erluste der Zivil-
e Verluste der
1812 fast ganz,
waren und die
nen — die Ver-
eden, Engländer
terloo!) — was
den Feldzuges!
iner zwei Jahr-
ährend Rußland
e hatten. Da-
erlust beteiligten
e Rußland und
euten nun gar
e gegen die
allein Deutsch-
um fünf Mil-
Kriege gewiß

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die

Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Samstag den 12.

Das Haus des Verschollenen.

Eine Erzählung nach der Wirklichkeit von Reinhold Ortmann.



So schob ich denn in aufrichtiger Sehnsucht nach einem Wiedersehen alle meine sonstigen Verpflichtungen beiseite, packte meinen Koffer zu einem mehrtägigen Besuch und fuhr mit dem Mittagszuge von der Hauptstadt südwärts zum lieblichen Geirigsvorlande zu, für das Almboden immer eine besondere Liebe gezeugt hatte. Die Sonne stand schon tief, als ich das Ziel meiner Reise erreichte, ein an sanften grünen Hügeln hinaufsteigendes Städtchen mit freundlichen Straßen und allerwärts anmutenden Kirchthürmen.

(Nachdruck verboten)

Schon von weitem hatte ich bei der Gemarkung Geirigs Almbodens hohe Gestalt auf dem Bahnhofsgebäude, und nun, da er mich am Absteigenden erblickte, schwenkte er grüßend seinen breitaarigen Strohhut. Wie Bruder hielten wir uns in die Arme, und ich las es auf seinem Gesicht, daß seine Freude nicht minder aufrichtig war, als die meine. Aber eines Gedächtnisses leiser Entzündung konnte ich mich bei alledem nicht erheben. Das Geirigsgegend, mit dem er noch begnügt hatte, schien ja doch zu sprechen, daß er noch ganz der Alte sei, und doch wollte mich's gleich von der ersten Minute an bedrücken, als ob ich da den fröhlichen, unverwundlichen Geirigs nicht wiederfände, den ich vor drei Jahren verlassen. Sein Aussehen hatte sich entschieden verschlechtert; seine Wangen waren hagerer geworden und hatten ihre einstige lühende Farbe eingebüßt. An den Schläfen spielte sein volles, blondes Haar bereits ein wenig ins Graue, und man hatte ihn recht wohl auf zehn Jahre älter schätzen können, als er es in Wirklichkeit war. Aber auch in seinem Wesen schien er mir nicht mehr derselbe. In seinen Bewegungen war etwas Festes und Sachliches, das ich früher nie bemerkt hatte, und seine Lustigkeit, die sonst so frisch und ungekünstelt aus einem fröhlichen Herzen gekommen war, machte mir heute den Eindruck des Mühsamen und Gezwungenen.

Der Stationsvorsteher und die an dem Bahnhof beschäftigten Leute zeigten in ihrem Benehmen die größte Hochachtung vor dem Herrn Doktor, der ihnen allen offenbar wohlbekannt war, und einer der Gepäckträger war sofort bereit, meinen Koffer nach der „Villa Eva“ zu bringen. Ich in Arm schließigen Geirigs und ich nach Erleuchtung dieser kleinen Dörgeheit den mit schattigen Almboden gelegenen Geirigs, der gleich beim Bahnhof von der in das Städtchen führenden Hauptstraße abzweigte. Und jetzt erst schien er sich eines Aufstrahes zu erinnern, der ihm mit auf den Weg gegeben worden war.

„Meine Frau hat aufrichtig bedauert, dich nicht ebenfalls schon am Bahnhof begrüßen zu können. Und sie bittet dich herzlich, ihr Ausbleiben nicht als einen Mangel an Freude über deinen lieben Besuch zu deuten. Aber sie

ich mehr als dreißigjähriger Abwesenheit in die deutsche Heimat zurückgekehrt, folgte ich einem tiefen Verlangen, als ich mich endlich, vor allen anderen Bekannten meinen Freund Almboden auszusuchen, von dem ich während der letzten vierundzwanzig Monate draußen in der Fremde nur noch aus den gelegentlichen brieflichen Mitteilungen Dritter Persone gehört hatte. Wir waren gute Kameraden auf der Schulbank und getreue Kommilitonen während unserer Univeritätsjahre gewesen. Ich hatte, nachdem er sich für den Beruf eines schriftstellerschen Privatgelehrten entschieden, seine von einem freien, auf die höchsten und edelsten Ziele gerichteten Geistes erfüllten Arbeiten mit der unruhigen Teilnahme verfolgt, und ich hatte noch wenige Monate vor meiner Abreise die Freude gehabt, ihm bei dem bedeutendsten Ereignis seines Lebens, seiner Vermählung mit einem ebenso klugen wie anmutigen und liebevollsten Mädchen, als Zeuge zu dienen. Er war mir damals als einer der glücklichsten und beneidenswertesten Menschen unter der Sonne erschienen; die Erinnerung an sein fröhliches Lachen, an die sonnige, heitere, gesunde Burschenschaft, mit der er ins Leben blickte, war noch lange nach unserer Trennung in mir lebendig geblieben, und sein lieblich bestrahltes Gesicht hatte mir jedesmal greifbar deutlich vor Augen gestanden, wenn ich einen der ausgelassen lachenden Breite las durch die er mich während des ersten halben Jahres noch zuweilen erfreute. Dann war unsere Korrespondenz allmählich eingestiegen, ich weiß nicht, ob mehr durch seine Schuld oder die meine. Und sein Name war mir nicht anders mehr begegnet, als wenn ich zufällig in der Zeitung auf die Beschreibung eines jener trefflichen Bücher stieß, oder wenn mir ein gemeinschaftlicher Bekannter beifällig schrieb, daß Geirigs Almboden noch immer wie ein weißer Engel in den kleinen Landstädtchen liege, wo er sich bald nach seiner Verheiratung angetraut, und daß die alten Freunde nur in langen Briefen räumen ein Lebenszeichen von ihm erhielten.

Gleich nach meiner Ankunft aber hatte ich an ihn geschrieben und ihn gefragt, ob ihm ein langer Besuch willkommen sein würde. Seine promptende eingetragene Antwort war so liebevoll und so herzlich gewesen, als es unserer alten Freundschaft entsprach. Er versicherte mir, daß in seinem beschriebenen Heim jederzeit ein stiller, für mich bereit sein würde. Und damit ja kein mögliches Bedenken in mir aufkommen könne, hatte auch Geirigs in einer sehr freundlichen Nachschrift der letzten Postung Ausdruck gegeben, den seinen Freund ihres Gatten schon an einem der nächsten Tage begrüßen zu dürfen.

Humor.

Smorritisches aus amerikanischen Volkssagen. In einer Volkssage in Seattle bekämpfte ein neuer Lehrer die allgemeine Unwissenheit, Fälschung zu tadeln. „Wiß das,“ rief er in strengem Tone. „Ich, Herr Lehrer, ich möchte schon, aber ich kann nicht.“ „Schäme dich eine kleine. Der Lehrer wartete auf eine Aufklärung.“ „Oh, Herr Lehrer, ich kann nicht! Dieses Pflanzholz — hum! — gehört meiner Mutter!“ — Ein Lehrer kam an einem Sonntagabend auf dem Schloßplatz seiner „Zukunft“ an und folgenderte gemächlich durch die Straßen. Vor dem Hause der Familie Smith blieb er stehen und wandte sich freundlich an den kleinen Thomas Sohn, der da saß und sich etwas zurechtlegte. „Nun, kleiner, du wohnst hier?“ „Ja.“ „Dies ist eine Haus?“ „Ja.“ „Und du hast dein ganzes Leben lang hier gelebt?“ „Aber nun habe Thomas Sohn genug. „Nicht nicht!“ erwiderte er lakonisch und schüttelte weiter.



Der Krater von Stromboli. Unter den Vulkanen des Mittelmeeres ist, vom Meere abgesehen, der Stromboli der berühmteste. Der Stromboli zeichnet sich dadurch aus, daß er sich in fast ständigen Eruption befindet, und man hat ihm daher den hübschen Namen „der Leuchtturm des Mittelmeeres“ gegeben. Der Krater befindet sich auf der Nordwestseite, und von der sogenannten Sciarra rollen die Ausbruchsmaassen gerade Wegs ins Meer. Der Gipfel ist etwa 900 Meter hoch und besteht aus einem halbmondförmigen Kamm, der Serra di S. Antonio, die in mancher Hinsicht der Somma des Vesuv ähnlich ist und auch ein dem Vesuv bei S. Calvo vergleichbares Kal einströmt. Innerhalb dieses nach Norden geöffneten alten Kraterandes befindet sich ein zweiter, von gleichfalls halbmondförmigen Berge, von dem aus das Innere des eigentlichen Kraters gut zu übersehen ist, nämlich von den beiden Thürmen (torre). Hier findet man einen Standpunkt, der bei den gewöhnlichen Ausbrüchen nicht gefährdet ist. Der eigentliche Teil des Vulkanberges ist der feste Abhang der Sciarra, der aus Lavaströmen und losen Blöden aufgebaut ist und fast alle Arten von feinem vulkanischen Material enthält. Er steigt in einem Winkel von etwa 35 Grad zum Meere ab, ist also kaum mehr erreichbar. Der Krater war im Jahre 1888 ein besonders durch schwere Eruptionen gebildet großer Krater, der noch zwei kleinere Ausbrüche enthielt, aus denen einem mehrmals in jeder Stunde explosive Ausbrüche folgten, während der andere nur Rauch ausstieß. Im Jahre 1904 war dieser große Krater fast vollständig ausgefüllt und die Sciarra höher geworden. Die Tätigkeit im südlichen Teil des Kraters hatte noch den gleichen regelmäßigen Verlauf. Die ganze Sciarra schied fortgesetzt Schmelze in die Luft. Es waren mehrere Ausbrüche festzustellen, sie waren aber nur klein und gaben auch nur sehr schwache Explosionen, die sich in bestimmten Abständen wiederholten. Dagegen interessierte es weiter nichts. Wahrscheinlich ist es, daß früher oder später wieder stärkere Explosionen erfolgen werden, die dann sicher die in den letzten Jahren aufgetretenen Massen wieder fortweisen und ins Meer stürzen werden.

wenn sie erfuhr, daß sie 400 Kronen auf der Hand stehen hatte. „Hüßst du es für möglich, Tobias, daß Votte jetzt, nachdem sie so viel Geld verdient hat, ganz zu Hause bleibt?“ Tobias nickte. — Er hatte sich bereits dieselbe Frage vorgelegt. Plötzlich hörte man Wagengeräusch. Die Alten achteten aber nicht darauf. Votte war es jedenfalls nicht, die angekommen kam, und deshalb kümmerte sie das Geknatter auch nicht. Aber seltsam — der Wagen hielt an — war es möglich, daß ihre Votte zu Wagen kam und noch dazu mit einem herrschaftlichen Kutscher? Sie hatten sich beide unbewußt erhoben und standen jetzt in kühner Erwartung da. Schließlich öffnete sich die Lüre und Votte trat herein.

Um Gottes willen, wie anders sah sie aus, als die Votte, die sie kannten! Das Gesicht trug allerdings noch Spuren einer ungewöhnlichen Schönheit, war aber veraltet und verwelt. Die Haut war mit Ausnahme der Stellen, an denen die Schminke sie rot färbte, blaß-grau, und der Ausdruck war frech und herausfordernd. Das früher glatt gekämmte Haar war jetzt sorgfältig frisiert und aufgesteckt und eine große Traufe Locke hing an der Stirn nieder.

An Stelle der einfachen kindlichen Tracht ging sie in Seide und Sammet, und kostbare Ringe bligten an den weißen Händen, die deutlich erkennen ließen, daß ihre Besitzerin sie nicht zu grober Arbeit anwendete. Tobias und Votte standen wie versteinert da und harrierten die Verkündende wie ein fremdes Wesen an. Es schien, als verkündete sie die Worte nicht, die sie in einem ihnen fremden Dialekt herausklapperte, indem sie ihnen immer und immer wieder beteuerte, daß sie keine Votte seien, sondern von jetzt an Geld im Liebesflusse haben sollten. Schließlich näherte die Tochter sich der Mutter, um sie zu umarmen.

Da erkannte sich der alte Tobias. Seine gebeugte Gestalt richtete sich auf und trat entschlossen zwischen Mutter und Tochter, als wollte er jede Verwirrung zwischen ihnen verhindern, und sagte, während er die vor ihm stehende mit verächtlichen Blicken maß: „Du bist nicht unsere alte Votte — wir haben keine Tochter mehr. Wir kennen dich nicht. Geh — und wage es nicht, noch einmal so, wie du bist, vor unsere Augen zu treten. Ach, wüßtest du als die ärmste Bekleidet zu uns gekommen, so hätten wir dich mit offenen Armen aufgenommen. Du, ich hätte dir manches verschaffen können — nur nicht dies!“

Er griff nach dem Sparschäftsbuch und warf es ihr hin.

„Da, nimm dein Geld zurück. Gott sei Dank haben wir keinen Flecken von deinem Blutgelbe — dem Preis für die Etre unserer Tochter — angerührt!“ — Am nächsten Morgen sah der alte Tobias wieder auf seinem gewöhnlichen Platz vor der Hütte. Er war sich aber nicht gleich. Das merkte auch sein Nachbar, der kam, um sich nach der kleinen Votte zu erkundigen. Der Alte blickte von seinem Fleck auf, richtete einen verzweifelt, düsteren Blick auf den Frageenden und sagte leise: „Die kleine Votte kehrt nie wieder zurück. Sie ist tot.“

Von wem wußt ihr das?“ fragte der Nachbar weiter. „hat die vornehme Dame, die gestern vorfuhr, es euch gesagt?“

Tobias nickte nur zur Antwort und beugte sich noch tiefer über seine Arbeit. Da ging der Nachbar schweigend seines Weges. Er dachte sich sein Teil.

Stücke von Allan Webb.
(Wachsende)